

Aus Politik und Zeitgeschichte

Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament

Ursula Heukenkamp

Haben wir uns richtig verstanden?
Die Literatur der Bundesrepublik – Erinnerungen
aus der DDR

Wolfgang Emmerich

Rückblicke auf die Literatur der DDR

Karl-Rudolf Korte

Demokratie braucht Literatur
Vom deutschen Umgang mit erzählender Literatur

Hermann Glaser

Deutsche Identitäten
Gesellschaft und Kultur im vereinten Deutschland

Friedrich Dieckmann

Deutsche PEN-Geschichten
Eine Akten-Lese

B 13–14/96
22. März 1996

Ursula Heukenkamp, Dr. phil., geb. 1938; Studium der Germanistik an der Humboldt-Universität, Berlin; dort Professorin für deutsche Literatur.

Veröffentlichungen u. a.: Die Sprache der schönen Natur. Studien zur deutschen Naturlyrik, Berlin-Weimar 1983; (Hrsg.) Unerwünschte Erfahrung. Kriegsliteratur und Zensur in der DDR, Berlin 1990; (Hrsg.) Unterm Notdach. Nachkriegsliteratur in Berlin, Berlin 1996.

Wolfgang Emmerich, Dr. phil., geb. 1941; Professor für Neuere deutsche Literaturgeschichte und Kulturwissenschaft an der Universität Bremen; Leiter des Instituts für Kulturwissenschaftliche Deutschlandstudien.

Veröffentlichungen u. a.: Zur Kritik der Volkstumsideologie, Frankfurt/M. 1971; (Hrsg. zus. mit S. Heil) Lyrik des Exils, Stuttgart 1986; Die andere deutsche Literatur. Aufsätze zur Literatur aus der DDR, Opladen 1994; (Hrsg. zus. mit C. Wege) Der Technikdiskurs in der Hitler-Stalin-Ära, Stuttgart – Weimar 1995; Kleine Literaturgeschichte der DDR. Erweiterte Neuausgabe, Leipzig 1996 (zuerst 1981; erweiterte Ausgabe 1989).

Karl-Rudolf Korte, Dr. phil., geb. 1958; Leiter der Forschungsgruppe Deutschland des Centrums für angewandte Politikforschung und Akademischer Rat am Geschwister-Scholl-Institut für Politische Wissenschaft der Ludwig-Maximilians-Universität München.

Veröffentlichungen u. a.: Der Standort der Deutschen, Köln 1990; (zus. mit Werner Weidenfeld) Die Deutschen. Profil einer Nation, Stuttgart 1991; Über Deutschland schreiben. Schriftsteller sehen ihren Staat, München 1992; (Mithrsg.) Handbuch zur deutschen Einheit, Frankfurt – New York 1993; Die Chance genutzt? Die Politik zur Einheit Deutschlands, Frankfurt – New York 1994.

Hermann Glaser, Dr. phil., geb. 1928; Honorarprofessor an der Technischen Universität Berlin; Publizist; Mitglied des PEN.

Letzte Buchveröffentlichungen: Behagen und Unbehagen in der Kulturpolitik, Bad Heilbrunn 1992; Bildungsbürgertum und Nationalismus, München 1993; Industriekultur und Alltagsleben. Vom Biedermeier zur Postmoderne, Frankfurt am Main 1994; 1945 – Ein Lesebuch, Frankfurt am Main 1995.

Friedrich Dieckmann, geb. 1937; Schriftsteller und Publizist, lebt in Berlin-Treptow; 1972–76 Dramaturg am Berliner Ensemble; 1989/90 Fellow am Wissenschaftskolleg zu Berlin.

Buchveröffentlichungen u. a.: „Streifzüge“ (1977), „Theaterbilder“ (1979), „Richard Wagner in Venedig“ (1983), „Orpheus, eingeweiht“ (1983), „Hilfsmittel wider die alternde Zeit“ (1990), „Glockenläuten und offene Fragen“ (1991), „Die Geschichte Don Giovannis“ (1991), „Vom Einbringen“ (1993), „Wege durch Mitte“ (1995), „Dresdner Ansichten“ (1995), „Temperatursprung“ (1995).



ISSN 0479-611 X

Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung, Berliner Freiheit 7, 53111 Bonn.

Redaktion: Dr. Klaus W. Wippermann (verantwortlich), Dr. Katharina Belwe, Dr. Ludwig Watzal, Hans G. Bauer.

Die Vertriebsabteilung der Wochenzeitung DAS PARLAMENT, Fleischstraße 62–65, 54290 Trier, Tel. 06 51/9 79 91 86, möglichst Telefax 06 51/9 79 91 53, nimmt entgegen

- Nachforderungen der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“;
- Abonnementsbestellungen der Wochenzeitung DAS PARLAMENT einschließlich Beilage zum Preis von DM 14,40 vierteljährlich, Jahresvorzugspreis DM 52,80 einschließlich Mehrwertsteuer; Kündigung drei Wochen vor Ablauf des Berechnungszeitraumes;
- Bestellungen von Sammelmappen für die Beilage zum Preis von 7,— zuzüglich Verpackungskosten, Portokosten und Mehrwertsteuer.

Die Veröffentlichungen in der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“ stellen keine Meinungsäußerung des Herausgebers dar; sie dienen lediglich der Unterrichtung und Urteilsbildung.

Für Unterrichtszwecke können Kopien in Klassensatzstärke hergestellt werden.

Haben wir uns richtig verstanden? Die Literatur der Bundesrepublik – Erinnerungen aus der DDR

I. Räumliche Trennung oder kulturelle Entfremdung?

Niemals ist ernstlich darüber nachgedacht worden, wie Literatur aus der Bundesrepublik¹ in der DDR aufgenommen worden ist, welche Rolle sie für ihre Leser gespielt hat, welche Wirkungen sie hatte. Systematische Untersuchungen zum Leseverhalten fehlen völlig. Anders als in der Bundesrepublik, wo es eine öffentliche Verständigung über wichtige Autoren und Werke gab, hing es von vielen Zufällen ab, was wir zu lesen bekamen und ob sich dann irgendeine Art von Meinungsbildung herstellte. Diese Unsicherheit sticht sehr von den sonstigen Gepflogenheiten einer Gesellschaft ab, die im allgemeinen die politischen und kulturellen Diskurse aufs strengste kontrollierte und sogar festlegte, ob das Drama noch einen tödlichen Ausgang haben dürfe und wie die Landschaft im Naturgedicht auszusehen habe. Die Literatur aus der Bundesrepublik existierte in der DDR; sie wurde zu nicht geringen Teilen verlegt, aber nicht als ein Ganzes aufgefaßt, weil sie nicht als ein eigenständiger Bestandteil der deutschen Gegenwartsliteratur anerkannt war. Soweit die offiziellen Positionen.

Die offiziellen Positionen waren aber nur ein Faktor in der komplexen Kulturgeschichte der DDR. Bis zum Ende der fünfziger Jahre wurden, besonders in der Zeitschrift „Neue Deutsche Literatur“ (ndl), alle wichtigen Neuerscheinungen regelmäßig rezensiert. Dort ging man noch vom Bestand einer deutschen Literatur aus, obwohl das wahrscheinlich bereits eine Fiktion war. Später erfolgte die Kenntnisnahme sporadisch; nach 1961 begann sich die literarische Öffentlichkeit abzuschließen; die Literaturkritik verfuhr selektiv; sie war außerdem einer beschränkten Anzahl von Germanisten vorbehalten. Über Jahrzehnte war es üblich, daß

künftige Deutschlehrer in ihrer Ausbildung nicht mit Literatur aus der Bundesrepublik in Berührung kamen.

Die öffentlichen und offiziellen Äußerungen ergeben auch deshalb ein sehr diffuses Bild, weil die Strategien der Kultur- und Verlagspolitik häufig wechselten. Lange Zeit wurde zum Beispiel die „Literatur Westberlins“ völlig getrennt behandelt und auch ausgeschildert; ganz zu schweigen von den Meinungsumschwüngen der Obrigkeit gegenüber einzelnen Autoren, die meistens durch unerwünschte Äußerungen ausgelöst wurden. Immerhin wurde eine „Geschichte der Literatur der Bundesrepublik Deutschland“ (1983) geschrieben². Doch ist sie vor allem ein Dokument der politischen Beurteilungen, auch der ästhetischen Vorurteile, die sich aus dem normativen Literaturverständnis herleiteten. Als Zeugnis für die Ansichten der Leser dagegen ist sie kaum zu gebrauchen, weil Leseerfahrungen gar nicht ins Spiel kommen. Deshalb werden die folgenden „Erinnerungen“ an die Literatur der Bundesrepublik eine „inoffizielle“ Rezeptionsgeschichte behandeln und sich dabei auf das Paradox einer „privaten Öffentlichkeit“ berufen müssen, die nur als in der Erfahrung gegebene Tatsache besteht.

Wie diese „Rezeption im Halbdunkel“ vor sich ging, wird hier an Beispielen dargestellt, die sich als besondere Ereignisse eingepreßt haben. Die Auswahl sollte außerdem verdeutlichen, daß die Lesebedürfnisse in beiden Teilen Deutschlands beträchtlich voneinander abwichen. Schließlich muß noch gesagt werden, daß aus der geringen Zahl der aufgeführten Beispiele keine Schlüsse über die Belesenheit des Publikums in der DDR gezogen werden können.

Um in einem fast grenzenlosen Gebiet wenigstens transitorische Grenzen zu ziehen, ist der Terminus „Literatur der Bundesrepublik“ wörtlich genommen worden. Das bedeutete den Verzicht auf

¹ Gemeint ist die „alte“ Bundesrepublik. In diesem „historischen“ Sinne wird auch das Adjektiv „westdeutsch“ verwendet; es wurde seinerzeit in kulturellen Zusammenhängen gebraucht, und zwar völlig wertneutral.

² Vgl. Autorenkollektiv (Ltg. Hans-Joachim Bernhardt), Geschichte der Literatur der Bundesrepublik Deutschland, Berlin 1983.

Schriftsteller aus der Schweiz und Österreich, auch dann, wenn sie in der DDR eine große Rolle gespielt haben. Dies trifft für Autoren zu, deren Arbeiten ständig zum Lesekanon der Interessierten gehörten, und sogar für solche, von denen sich Leser und Schriftsteller in der DDR bewegen oder begeistern ließen, so daß sie auf die DDR-Literatur direkt einwirkten. Schließlich mußte man Texte von Ernst Jandl kennen, um mit denen von Bert Papenfuß umzugehen. Ingeborg Bachmann wurde zum Leitbild für die ganze Frauenliteratur in der DDR, und ihr Roman „Malina“ war, was man anderswo ein Kultbuch nennt.

Die Literatur aus der Bundesrepublik ist aus den literarischen Erfahrungen der DDR-Leser nicht wegzudenken, aber es handelte sich von früh an um „Außenansichten“. Als sonderbarer Umstand ist zu erwähnen, daß die Schriftsteller aus der DDR sehr wortkarg waren, was ihre Beziehungen zu dieser Literatur betraf. Sie verbargen geradezu, was sie von westdeutschen Kollegen hielten oder gar lernten. Im übrigen hing es immer von der „internen Kommunikation“ in der DDR ab, welche Resonanz ein Buch, Gedicht oder Stück hatte. Mit Michel Foucault ließe sich sagen, daß die jeweilige „diskursive Praxis“ eine spezielle Lektüre herausbildete, so daß dieselben Bücher in den beiden Deutschlands auf andere Art gelesen worden sein müssen.

Zu den nie hinterfragten Selbstverständlichkeiten gehörte es, daß Bücher „aus dem Westen“ als Botschaften aus einem unbekanntem Lande aufgenommen wurden. Mag sein, daß dieses Leseverhalten dazu beitrug, daß die deutsche Literatur zweifach zu existieren begann, und diese vorweggenommene Teilung unwillentlich politischen Interessen Vorschub leistete und von der Kulturpolitik, die immer auf Bindungsqualitäten von Literatur setzte, ausgenutzt werden konnte.

Aber welcher Gewinn ließ sich daraus ziehen, daß die andere deutsche Literatur als Alternative existierte! Sie mußte doppelt unabhängig erscheinen, weil sie nicht in dem Rahmen funktionierte, an den die eigene Literatur gebunden war, und weil andererseits die Leser in der DDR nicht die Abhängigkeiten wahrnehmen konnten, die der Buchmarkt herstellt. So konnte sie als unbedingt freie Literatur die potentielle Ergänzung darstellen und Perspektiven eröffnen, die über den geistigen Raum der DDR hinausreichten. Diese Wirkungen der Differenzenerfahrung will ich hervorheben, auch weil sie unwiderruflich dahin sind.

II. Literatur aus der Bundesrepublik als alternative Lektüre

Zu den großen Leseerlebnissen meiner Generation gehörte der frühe Böll, dessen Erzählungen und Romane in der DDR bis „Billard um halb zehn“ (1959) veröffentlicht wurden. Diese Wirkung war nicht so sehr Funktion des Erzählten als der Erzählweise. Die Protagonisten der Kriegsgeneration, diese verwirrten, betrogenen und mit Schuld beladenen Soldatenfiguren, schlurften und schleppten sich auch durch die Prosa der DDR. Aber es wurde über sie von außen oder von oben herab, jedenfalls aus einer überschauenden Perspektive erzählt. Seit 1949 war die öffentliche Meinung durch ein abschließendes Wort in der Diskussion über Wolfgang Borchert darauf festgelegt, daß Mutlosigkeit und Orientierungsnot nicht der Generation gezeigt werden durften, von der die Zukunft abhing. Sie sollte vielmehr davon überzeugt werden, daß sie, die vom Hitlerfaschismus befreit war, sich optimistisch dem Neuaufbau zuwenden könne: „Er (d.i. Borchert) ist nicht typisch für die gesamte Heimkehrergeneration. Die dachte und empfand anders als er, und wenn sie wirklich so dachte, dann nur in der Zeit unmittelbar nach dem Kriege. Heute scheint das Nichts, die große Ausweglosigkeit überwunden.“³

Böll mußte nicht das „Typische“ darstellen; bei ihm kann der Gefreite Andreas aus „Der Zug war pünktlich“ (1949) von seinem Verlorenheitsgefühl erzählen, und zwar aus einer Perspektive, die zwischen personalem Erzählen (aus der Perspektive einer Figur) und erlebter Rede (aus der Perspektive des erlebenden Bewußtseins) wechselt. Die Erlebniswelt der Figur, die den Tod fürchtet, aber viel zu müde ist, um sich zu wehren, ist beherrschend. Alle diese jungen Soldaten auf dem Transport an die Ostfront fühlen genauso, und nichts, auch nicht die Liebe des Mädchens Olina, wird die Hauptfigur retten, weil da ein Wissen ist, mit dem man nicht weiterleben kann. Die Erzählweise selbst ist hier programmatisch. Während beim überschauenden Erzählen gewöhnlich Distanz entsteht, wird hier eine Nähe zur Innenwelt der Figur hergestellt, die mitunter geradezu eine Sogwirkung auf die Leser ausüben kann. Darin drückt sich die Trauer des Autors über das Schicksal seiner Generation ganz unmittelbar aus. Beim jungen Böll war die Identifikation mit den Figuren, die zu

3 H. J. H., Borcherts Gesamtwerk, in: Sonntag, 4 (1949) 43, S. 8.

Opfern werden, intuitiv und doch programmatisch. Dieses Mitgefühl gab es in den Kriegsbüchern aus der DDR nicht, obwohl auch deren Verfasser den Krieg am eigenen Leib erlebt hatten. Doch galt es als unstatthaft, über das untergegangene Deutschland zu trauern; Erinnerung wurde als die Aufgabe bestimmt, aus der Vergangenheit zu lernen. Der einzige zugelassene Affekt war das Schuldgefühl. Dafür gab es gute Gründe; aber es entstand auch eine gläserne Wand zwischen den Generationen.

Bölls Romane und Erzählungen nun legitimierten ausschließlich Mitgefühl mit den Schwachen, hilflos Geopferten. Außerdem waren sie immer immun gegen jede Anfechtung, einer Schuldabmilderung oder einem Freispruch der Deutschen das Wort zu reden. Es gab nicht den leisesten Anschein einer emotionalen Vereinnahmung für eine „sterbende Jagd“ oder für andere Heldentaten dieser Jugend, wie sie reichlich in der westdeutschen Nachkriegsliteratur, nicht nur in Gerd Gaisers gleichnamigem Roman⁴, anzutreffen waren und die wir als äußerst unstatthaft empfanden.

Warum gerade Böll als *der* Autor der Kriegsgeneration erschien, wo es doch neben ihm gleichwertige wie Wolfgang Borchert, Hans Werner Richter, Walter Kolbenhoff oder Alfred Andersch gab, läßt sich nur im nachhinein rekonstruieren. Im Falle Borcherts haben die erbitterten Angriffe, die der Aufführung im Hebbel-Theater folgten, zweifellos dazu geführt, daß er als „Nihilist“ verurteilt und dann weder aufgelegt noch gespielt wurde, so daß er längere Zeit beinahe vergessen war. Auch bei den anderen Autoren kam es zu einer Vermischung der offiziellen Vorbehalte gegen das westdeutsche Kriegsbuch mit Einstellungen der Leser. Obwohl Richters Roman „Die Geschlagenen“ (1949) sogar eine gewisse Öffentlichkeit hatte, blieb er in der DDR fremd, wohl infolge der „kaltschnäuzigen“ Figurensprache („Landserjargon“) im ersten Teil. Der existentialistische Denkansatz in den „Kirschen der Freiheit“ (1952) von Andersch ist in der SBZ und DDR nie wirksam geworden und hemmte insofern das Verständnis. In beiden Büchern vermißten wir aber auch den Defätismus hinsichtlich aller soldatischen Traditionen, aller Tugenden und Verhaltensweisen, den wir bei Böll fanden. Pazifistische Unbedingtheit wurde aber von der Alternative erwartet, als die wir die westdeutsche Literatur nahmen.

Dasselbe gilt für Bölls Bücher, die in den Nachkriegsjahren spielen. Die eigene Literatur fühlte

sich damals ganz dem Auftrag verpflichtet, die DDR-Gesellschaft, auch pauschal als „das Neue“ tituliert, zu bejahen, zu ihrer Konsolidierung beizutragen, Übereinstimmung zu befördern. Dagegen gehalten, erschienen literarische Kritik an der Gesellschaft, Verweigerung und genereller Protest als das schlechthin „Andere“, als exotisch und sehr anziehend. In der DDR traf „Haus ohne Hüter“ auf Erwin Strittmatters „Tinko“ (1954) und „Billard um halbzehn“ auf die Bildungsromane von Herbert Jobst und Jurij Brezan, auch auf Anna Seghers' „Die Entscheidung“ (1959). Wenn bei diesen Büchern immer klar war, daß die Lösung aus der Vergangenheit nur synchron mit dem Bekenntnis zur neuen, d. h. der DDR-Gesellschaft verlaufen würde, war bei Böll alles offen, vor allem auch das Verhältnis zwischen den Generationen, das in der DDR praktisch nicht besprochen werden konnte. Durch den Richtungssinn, der ihnen zugrunde lag, waren auch die Erzählstrategien generell verschieden. Denn es hing nicht vom Stoff ab, daß die Erzählmuster so gegensätzlich waren, vielmehr äußerte sich darin jeweils eine grundsätzliche Stellungnahme zu den Orientierungsproblemen, die in beiden deutschen Nachkriegsgesellschaften zu bewältigen waren.

Man sollte wohl von einer komplementären Funktion sprechen, die der Literatur aus der Bundesrepublik zukam, solange in der DDR eine der ältesten Aufgaben von Literatur, die Kritik des Bestehenden, administrativ blockiert war. Zwar setzte sie sich nicht mit der DDR-Gesellschaft auseinander, aber sie richtete sich natürlich auf die Totale der Konflikte, indem sie der Selbstbehauptung gegen Konformitätsdruck und den zivilgesellschaftlichen Tugenden das Wort redete.

Aus der Erwartung von Alternativen ergaben sich jedoch auch Mißverständnisse, etwa im Falle von Wolfgang Koeppen. Obwohl bei ihm Mißtrauen gegen die Restauration und pazifistische Grundhaltung ebenso ausgeprägt waren, nimmt dieser Autor – hier, wo es um einen Rückblick geht – einen untergeordneten Platz ein. Zwar hat gerade er nach heutiger Überzeugung wesentlich dazu beigetragen, den verlorenen Anschluß an die Moderne wiederherzustellen. Jedoch wurde damals „Tod in Rom“ (1954) mit gemischten Gefühlen gelesen. Schien doch der Roman das offizielle Argumentationsmuster von einer restaurativen, ja sogar neofaschistischen Gesellschaft in der Bundesrepublik zu bestätigen. Daß Koeppen dem Einfühlungsbedürfnis weniger Nahrung bot und mit den erzählerischen Mitteln wirklich moderne Effekte erzielte, mag ein weiterer Grund gewesen sein. Der ironische Umgang mit Thomas

4 Gerd Gaiser, Die sterbende Jagd 1954.

Mann, der kalte Blick des Autors auf sämtliche Figuren, aber auch die gebrochene Dämonie eines Judejahns befremdeten. Anders gesagt, für die DDR-Leser war in jener Zeit nicht nachvollziehbar, daß ein Autor mit dem Land seiner Herkunft so zerfallen sein kann. Der Schock, den Koeppen auslöste, saß wahrscheinlich tiefer, als damals begriffen wurde. Er war selbst Symptom einer Verdrängung. Denn die Konflikte der vertriebenen und der zurückgekehrten jüdischen Intelligenz in der DDR sind nie öffentlich und schon gar nicht bis zur Polarisierung hin ausgebreitet worden.

III. Attraktivität poetischer Autonomie

Die Literatur aus der Bundesrepublik wurde aber nicht nur auf die Weise genutzt wie später das Fernsehen, das dazu diente, bestimmte Erfahrungen mit der DDR-Gesellschaft zu kompensieren. Vielmehr war der Impuls des Kontrastlesens sehr stark, besonders weil es in der DDR keine große Auswahl an geistigen Entwürfen gab. Was widersprüchlich erscheint, liegt durchaus an der alternativen Auswahl: Der Lyriker Benn wurde sehr geschätzt und bestimmte das Bild der Literatur der Bundesrepublik mit. Sogar Becher, wenn er ausgeklügelte Rechnungen aufmachte, wer von ihnen beiden den rechten Weg gegangen sei, konnte seine Bewunderung nie ganz verbergen. Denn die Unterwerfung der Poesie unter die Politik war sein Konflikt. Dagegen kam Benn, nachdem er einmal seine Integrität dem Drang nach Anerkennung geopfert hatte, ohne den Beifall aus, der mit Rang, offiziellen Ämtern und Auszeichnungen im literarischen Feld verbunden war.

Diese Benn-Lektüre hatte wenig mit Bedürfnissen nach Identifikation zu tun. Die DDR-Lyrik befand sich in einer Phase hochgradiger Deklamatorik und gab viele falsche Töne von sich. Die offizielle Redeweise bewegte sich zwischen Verkündungspathos und Feindbildern. All das mag ein intuitives Verständnis für Benn und Empfänglichkeit für eine Poesie, die sich selbst zum höchsten Zweck setzt, gefördert haben. Es waren nicht die Gedichte des Expressionisten, die den Sinnverlust herausstellten, sondern die späte Lyrik, die „Fragmente“ und „Destillationen“, Gedichte, in denen das Historische, das Klassische, das Affirmative schlechthin getilgt wird. Benns Diktion mit ihrer „Nonchalance“, der Ironie, den Parlandos (prosaische Diktion im Vers), mit Collagen (aus

verschiedenen Materialien zusammengesetzte Texte) und Zitate reinigte sich gleichsam selbst von der anmaßenden Haltung des Unfehlbaren. Diese Sprache übermittelte nicht nur den untergründigen Fortbestand der „geistigen Krise“, die in den fünfziger Jahre in den öffentlichen Diskursen einfach weggeredet wurde, sondern gestand auch eigene Brüche und Krisenerfahrungen ein und ging dabei gelegentlich bis zur Selbstverneinung: „Die Verse sind salopp, aber sie sollen es sein. Sie sollen die ganze Nonchalance ausdrücken selbst dem eigenen Werk gegenüber, gegen das eigene Ich, die Vergeßlichkeit selbst den sprachliche Strömen gegenüber, die einen vielleicht einst erfüllten.“⁵ Nicht als geschichtsphilosophisches Bekenntnis, sondern als Resümee von Irrtümern und Niederlagen schien uns die Abneigung gegen Kontinuitäten und Entwicklung beim späten Benn durchaus nachvollziehbar.

Diese Benn-Rezeption in der DDR ist weitgehend unsichtbar geblieben, weil den Linien nie nachgegangen wurde, die von Peter Rühmkorfs Anerkennung für Benns sprachliche Widersetzlichkeit und Intellektualität hin zu Lyrikern der DDR, zu Karl Mickel, aber auch zu Günter Kunert, liefen. Der einschneidende Sprachwandel der Lyrik, den die Jünger am Anfang der sechziger Jahre in Angriff nahmen, war zwar keine Nachahmung, aber ganz ohne die Rezeption der „artistischen Positionen eines Sitzriesen“ (Rühmkorf) dürften die unorganischen Kompositionen der Gedichte der sogenannten sächsischen Dichterschule⁶ nicht denkbar sein. Selbstaussagen lassen sich jedoch nicht anführen, denn nie sprachen diese Lyriker darüber, ob es Benn war, der sie darauf brachte, die Faszination trivialer Genüsse, des Kinos, der Kneipe, des großstädtischen Verkehrs in ihre Gedichte zu nehmen. Doch ist zu vermuten, daß er sie zumindest angeregt hat, neusachliche Nüchternheit gezielt einzusetzen, um Schockwirkungen zu erzielen, und daß sie sich mit ihren Lesern darin einig waren, daß die Innerlichkeit des „schönen Gedichts“ anachronistisch geworden war.

Gottfried Benns Ausstrahlung war zeitlich begrenzt und endete mit der „Lyrikwelle“ Anfang der sechziger Jahre, als die jüngeren Autoren sich auch hier von den „Vätern“ abwendeten. Der erste

⁵ Gottfried Benn, Brief an Oelze vom 15. 12. 1946, in: Briefe an F. W. Oelze, hrsg. von Harald Steinhagen und Jürgen Schröder, 3 Bde., Frankfurt/M. 1982, Bd. 2, S. 54.

⁶ So nannte sich die Gruppe der Lyriker gerne, die sich Anfang der sechziger Jahre um Georg Maurer gesammelt hatte, den sie als ihren Mentor ansahen. Dazu gehörten Heinz Czechowski, Adolf Endler, Sarah und Rainer Kirsch sowie Karl Mickel.

Lyriker aus der neuen Generation, der danach breitere Wirkung hatte, war Hans Magnus Enzensberger, der „Naseweis und professionelle Zeterer“⁷. Aus der Perspektive der Bundesrepublik mag der Schritt von Benn zu Enzensberger unverständlich sein; aber die offensichtlichen Gegensätze waren seinerzeit für uns marginal. Von 1961 an verfolgten die Leser aus der DDR schon infolge drastisch verringerter Informationsmöglichkeiten nicht mehr den literarischen Prozeß, also die Abläufe von Polemiken, den Aufstieg eines Autors und das Abrücken von ihm. Bis heute ist daher der schnelle Wechsel literarischer Moden für die ostdeutschen Leser nicht nachvollziehbar; die Selbstinszenierungen der Kritik bleiben ihnen fremd und erzeugen gar nicht selten eine gewisse Abneigung gegen das just gelobte literarische Ereignis.

Enzensbergers Gedichtbände „Verteidigung der Wölfe“ (1957) und „Landessprache“ (1960) sowie seine literaturkritischen Arbeiten wurden in jener merkwürdig ungreifbaren, trotzdem aber lebendigen Öffentlichkeit, die die Literatur der Bundesrepublik in der DDR hatte, als Verkörperung des Geistes des Widerspruchs verstanden. Sie standen in substantiellem Kontrast zu solchen Parolen wie der von der „prinzipiellen Lösbarkeit der Konflikte“, die in den sechziger Jahren proklamiert wurden. Die Lyriker seiner Generation haben ihrerseits Beziehungen zu Enzensberger in der Regel bestritten; aber auch sie werden nicht am „Museum der Modernen Poesie“ (1964) vorbeigegangen sein, obwohl die klassische Moderne, besonders in Gestalt der französischen und der slawischen Literatur, in der DDR schon früher mit entsprechenden Übersetzungen bekannt gemacht worden war.

Enzensbergers Wirkung als Lyriker beruhte wahrscheinlich darauf, daß seine Gedichte deutlich waren, ohne je simpel zu werden, wo uns, die wir mit „einfachen Wahrheiten“ überschüttet wurden, bis dahin nur die äußerste Kompliziertheit der Rede im zeitgenössischen Gedicht möglich schien. Als ein Autor der Moderne wurde er deshalb gar nicht aufgefaßt. Da er sich zur Brauchbarkeit von Gedichten bekannte⁸ und sogar die Wiederannäherung von Poesie und Politik proklamierte, wurde er ziemlich umstandslos der Brecht-Nachfolge

zugeordnet. Aber er war es, der das Nötige tat und die unerläßliche Polemik gegen die Tradition begann, die in der DDR sehr mühsam in Gang kam und nur mit verstellter Stimme und gebremster Emotion geführt wurde. Besonders gewinnend muß das Unbedingte seiner kritischen Interventionen gewesen sein, mit dem er letztlich der Poesie doch wieder einen autonomen Status zusprach.

Dank seiner Verarbeitung der „lauen Umgangssprache“ (Enzensberger), dank der Poetik des Spielwerks einer „montierten Lyrik“⁹ wirkten die Gedichte leicht und frei von Pathos und Sentimentalität; sie waren zeitbezogen und unbefangen im Umgang mit der gegenständlichen Sprache, schließlich waren sie von komischen Effekten durchwachsen, die aus der Brechung und Variation von rhetorischen Figuren, Wortspielen, Montage unangeglichener Sprachteile entstanden. Aber das Spielerische war doch nur an der Oberfläche. In der Tiefe waren die Gedichte schon in den sechziger Jahren, wie der Autor uns gezeigt hat¹⁰, aus einem philosophischen Geiste, und zwar aus dem der fundamentalen Ideologiekritik hervorgegangen. Mit der „negativen Form der Utopie“, mit „Kritik und Provokation als Ausdruck der Hoffnung“¹¹ konnte das Publikum, das an Heiner Müller geschult war, gut umgehen. Heute kommen mir Zweifel, ob eine solche Lesart, die Enzensberger, auch den Dramatiker, in die Nähe der Revolutionstheoretiker unter den DDR-Autoren rückte, angemessen war. „Mausoleum“ (1975) und „Untergang der Titanic“ (1978) hatten jedenfalls eine unangefochtene Stellung in der nicht-öffentlichen Öffentlichkeit der späten DDR. Beide erreichten uns mit Verzögerung. Damals mischten sich bereits nagender Zweifel selbst an einem Minimalprogramm der „anderen Gesellschaft“ mit allgemeinen Zukunftsängsten der Nachrüstungsphase.

Enzensbergers schwarze Prophetien hätten die Intelligenz in der DDR eigentlich brüskieren müssen. Denn ausschließlich unter Berufung auf Künftiges konnte sie noch versuchen, sich ein Selbstgefühl zu erhalten. Enzensberger aber verwarf nicht nur das utopische Denken in seinen historischen Formen, sondern auch den Entwicklungsgedanken, an dem wir hingen. Postmodernes Denken war in der DDR noch kein Begriff; wenn aber die

7 Günther Blöcker in einer Besprechung von Gottfried Benn „Gesammelte Werke“ in der FAZ vom 18. 8. 1962, zit. nach Peter-Uwe Hohendahl, Benn – Wirkung wider Willen, Frankfurt/M. 1971, S. 377.

8 Vgl. Hans Magnus Enzensberger, Scherenschleifer und Poeten, in: ders., Erinnerung an die Zukunft. Poesie und Poetik, Leipzig 1988, S. 212–217.

9 Reinhold Grimm, Montierte Lyrik, in: Germanisch-romanische Monatsschrift, Neue Folge, 8 (1958) 6, S. 178–192.

10 Vgl. Hans Magnus Enzensberger, Die Entstehung eines Gedichts, in: ders., Erinnerung an die Zukunft (Anm. 8), S. 243–261.

11 Dorothea Dornhof, Nachwort, in: H. M. Enzensberger, Erinnerung an die Zukunft (Anm. 8), S. 306–321.

Visionen von Abschied und Untergang trotzdem angenommen wurden, so lag es an der ausgeprägten Neigung zum Selbstzweifel und zur tragischen Beleuchtung, die in der gegebenen Situation die Oberhand gewann. Im Kontext der Untergangsvisionen, die in dieser Zeit in der DDR-Literatur verbreitet waren, erschienen Enzensbergers Bücher wie die Beglaubigung einer Stimmungslage und wurden als eines der Signale für das herannahende Ende aller Illusionen, also auch für das Ende der DDR, registriert.

IV. Neigung zum tragischen Geschichtsdenken

Die Empfänglichkeit für das Pathos des Tragischen, wie sie Heinz Bude den Ostdeutschen nachsagt¹², bereitete lange vorher den Boden für das Werk von Peter Weiss. Die kritische Intention des Dokumentartheaters mußte einem mit Brechts Theater aufgewachsenen Publikum vertraut vorkommen. Unsere Sehgewohnheiten waren an epischer Demonstration, an Parabel und Lehrstück, gebildet. Rolf Hochhuths „Stellvertreter“ (1963) wurde wie überall als eine Sensation aufgenommen, über die auch öffentlich, zum Beispiel in der Zeitschrift „Theater der Zeit“, gesprochen wurde, hatte aber für das DDR-Publikum keinen Stachel. Die Stücke von Peter Weiss dagegen, schon seinerzeit an DDR-Theatern gespielt, kamen unseren Ansprüchen an den Typ des philosophischen Stücks entgegen. Sicher war die Rezeption des „Marat“ (1964)¹³ trotzdem vorwiegend und damit einseitig vom Interesse an der Revolutionsthematik, der Gewaltfrage und den Problemen ihres Endes bestimmt. Diese Fixierung auf einen in der DDR vorrangigen Diskurs bedeutete wahrscheinlich, daß der Figur des Marat zugehört wurde, nicht aber dem Marquis de Sade. „Trotzki im Exil“ (1970) wurde uns vorenthalten; „Hölderlin“ (1971) wahrscheinlich zu sentimental verstanden. Jedoch: Eine Lesung der „Ermittlung“ (1965)¹⁴ durch Mitglieder der Akademie der Künste hatte – obwohl vom Fernsehen der DDR übertragen und damit als „repräsentativ“ eingestuft – nichts von „ver-

ordnetem Antifaschismus“, sondern wurde, gerade weil die Darbietung aus dem Bereich des professionellen Theaters herausgerückt war, als Handlung gegen die Rituale des Vergessens aufgefaßt.

Überwältigend war die Begegnung mit der „Ästhetik des Widerstands“ (1975–1981). Sie wurde bei uns in der Suhrkamp-Ausgabe gelesen, denn die offizielle DDR hatte den Roman nie akzeptiert und ließ erst nach langen Kämpfen eine limitierte Auflage drucken, die in keiner Buchhandlung zu sehen war. Die große Spannung, die der Roman erzeugte, ging zuerst von der Darbietung eines erregenden Stoffes aus, da sämtliche Aussagen über die deutsche Geschichte seit 1918 in der DDR Reglementierungen unterlagen, die hier zu beschreiben nicht der Raum ist. Die „Ästhetik des Widerstands“ wurde tatsächlich zum Auslöser einer Kommunikation über die Geschichte auch zwischen den Generationen. Diese war lange unterblieben, nicht zuletzt weil den Älteren und der Nachkriegsgeneration die Worte fehlten und die Scheu vor Bilanzen sie schweigen ließ.

Der zweite wirksame Faktor war die emotionale Intensität des Ich-Erzählers, der allen seinen Figuren gleichermaßen Gerechtigkeit widerfahren läßt und ihre einander widersprechenden Entscheidungen als Varianten des zurückzulegenden Weges durch die Finsternis gelten läßt. Das kannten die Leser nicht. Sie waren an eine Parteilichkeit im Geschichtsdenken gewöhnt, deren Wurzel die Arroganz des Marxismus ist und die auch bei seinen reinsten, uneigennützigsten Theoretikern und bei den Dichtern auftritt. Immer bestanden scharf formulierte Antithesen, immer wurde geistige Auseinandersetzung als Kampf mit dem Gegner, häufiger noch mit anderen Auffassungen in den eigenen Reihen geführt, die dann „Abweichungen“ hießen. Hier bekamen die Leser vielleicht zum ersten Mal eine Anschauung davon, wie die Aneignung von Geschichte im Sinne Walter Benjamins und auch im Sinne der Kräftigung von Solidarität und Vertrauen hätte vor sich gehen sollen. Dies war um so aufwühlender, als die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und ihrer Niederlage durch den Nationalsozialismus hochsymbolische Gegenstände waren, vorbewertet bis in die Einzelheiten hinein.

Auch kunsttheoretisch war die „Ästhetik des Widerstands“ eine Herausforderung. Bis dahin war der Gegensatz zwischen jener kulturellen Tradition, auf die der Arbeiterstaat sich berief, und dem epigonalen Traditionalismus, der den Begriff des „Erbes“ schließlich ausmachte, niemals konse-

12 Vgl. Heinz Bude, Das Altern einer Generation. Die Jahrgänge 1938–1948, Frankfurt/M. 1995, S. 21 f.

13 Peter Weiss, Die Verfolgung und Ermordung Jean Paul Marats, dargestellt durch die Schauspielgruppe des Hospizes zu Charenton unter Anleitung des Herrn de Sade, Uraufführung 29. April 1964 am Schiller-Theater, Berlin.

14 Ders., Die Ermittlung. Oratorium in 11 Gesängen, Frankfurt/M. 1965.

quent bedacht worden. Die Diskussion über Weiss beförderte Anfang der achtziger Jahre Neuansätze im ästhetischen Denken, zum Beispiel hinsichtlich der Einbeziehung von Alltagskultur. Gleichzeitig offenbarte sich dem erstaunten Leser, daß die DDR-Literatur selbst in der bürgerlichen Tradition stand und dieser mit dem Grundmuster der „Selbstverwirklichung“ auch beharrlich anhing.

Der Roman erfuhr auch kontroverse Lesarten. Die einzelnen Segmente der Kunstdiskussion, die vor dem Pergamon-Altar bzw. in Mutter Coppis Küche beginnt, stießen bei jüngeren Lesern auf Widerspruch, weil sie eine idyllische Auffassung der proletarischen Kunst unterstellten, in der sie eine Verklärung des Proletariats überhaupt vermuteten, der sie folglich mit Mißtrauen begegneten. Das war eines der Anzeichen einer Differenzierung zwischen den Generationen. Etwa gleichzeitig begannen auch die jüngeren Schriftsteller mit scharfen Schnitten ihre Trennung von der DDR-Literatur zu markieren. Der moralische Ernst von Peter Weiss, die Rückbindung der Ästhetik an existentielle Entscheidungen und deren Zuordnung zu den Revolutionen und Konterrevolutionen, die die erste Hälfte des Jahrhunderts erfüllten, das ganze Kunstmodell also konnte die Jüngeren nicht mehr überzeugen, nachdem der Sinn dieser Erinnerung selbst zu verblassen begann. Aus der Sicht einer nachwachsenden Generation fallen die Recherche über den Widerstand und das Bekenntnis zur Utopie, mit der der Roman schließt, auseinander; denn für sie ist diese Utopie undeutlich wie der Schatten eines Traums und wird zur geistigen Vergangenheit, falls nicht die Ereignisse in weiteren Wendungen der Geschichte wieder neuen Sinn bekommen.

Die Reihenfolge, die die Erinnerung produziert, weicht von der Chronologie der Literaturgeschichte ab. Sie setzt sich aus lebhaften Leseindrücken, Gesprächen über Lektüre, Wahrnehmungen unbekannter Gedanken zusammen, kurz jenen Spuren, die Literatur hinterläßt, wenn sie in den Fundus gemeinsamen Wissens eingeht. Zu der Zeit, als das Geschichtsbild von Peter Weiss eine solche Wirkung ausübte, war die Beziehung zu den Romanen von Günter Grass noch nicht ausgebildet, obwohl sie alle ebenfalls von der deutschen Geschichte seit 1933 bis in die Nachkriegsjahre handeln. „Die Blechtrommel“ (1959) und „Hundejahre“ (1963) sind in der DDR nicht verlegt worden, so daß die Rezeption nicht annähernd gleichzeitig in Gang kam. Sie wurde auch dadurch verzögert, daß der Sinn für das Komische, soweit damit geschichtliche Figurationen zur Erscheinung gebracht werden, äußerst rudimentär und verküm-

mert war. Das steckt auch hinter dem folgenden Befund der erwähnten Literaturgeschichte, wo es heißt, Grass habe in der „Blechtrommel“ eine „durch Abnormität isolierte Erzählerfigur“¹⁵ gewählt. Diese Meinung dürfte verbreitet gewesen sein, so daß der groteske Einschlag die Leser in der DDR verwirrte. Es ist gar nicht auszuschließen, daß sie, an eine Ästhetik der Humorlosigkeit gewöhnt, vielleicht unbewußt, das „Gesunde“ in der Literatur bevorzugten. Außerdem hatten sie gelernt, die Geschichte als einen objektiven Vorgang anzusehen, so daß sie wohl fanden, der deutsche Einmarsch in Polen von 1939 könne kein Gegenstand für eine Behandlung mit komischen Mitteln sein. Es darf nicht vergessen werden, daß die Ostdeutschen mit den Folgen des Krieges durch die unverhältnismäßig verschleppte Normalisierung des Alltags auf lange Zeit unmittelbar konfrontiert waren.

Trotzdem habe ich das Lachen über Geschichte bei Günter Grass gelernt und war nicht allein damit. Die ersten Anregungen, die vom Feminismus ausgingen, waren in der DDR ausschließlich in der Literatur, und zwar in der „Frauenliteratur“ zu finden, als 1979 mit der Taschenbuch-Ausgabe des Romans „Der Butt“ das Angebot einer weiblichen Perspektive auf die Geschichte zu uns gelangte. Das war zu einer Zeit, als sich ganz Osteuropa einschließlich der DDR von einer Oligarchie alter Männer regiert sah. Der Überraschungseffekt des Romans war daher ungemein groß. Mit Vergnügen wurde nun auch schon in Seminaren und ähnlichen Gesprächsformen die provokante Kombinatorik durchgespielt, die sich aus der Behandlung der Geschlechterfrage als Kehrseite der sogenannten „Machtfrage“ ergab. Schließlich ließen sich entsprechende Autoritätsbeweise aus dem Marxismus herbeizitierten: Lenin hatte von der Köchin gesprochen, die den Staat regieren sollte, Marx davon, daß der Zustand der Gesellschaft immer an der Situation der Frau abzulesen sei. Der Roman von Grass ließ sich nicht mehr als bloße Kritik an Zuständen in der Bundesrepublik neutralisieren – zu offensichtlich ging es um das Prinzip jener Ordnung, die nur mit Hilfe von Kriegsrecht, atomarem Gleichgewicht und Drohgebärden einen Status quo aufrechterhielt.

Grass hatte für die Verkehrtheit der Situation, die damals von den meisten für eine wirkliche Gefahr gehalten wurde, schöne großräumige Bilder zu bieten. Auch die Sinnlichkeit kam nicht zu kurz: die Körper, die Kochrezepte, Gewänder und Frauen-

¹⁵ Autorenkollektiv, Geschichte der Literatur der Bundesrepublik (Anm. 2), S. 193.

schönheit, die Sensibilität fürs Detail, Episoden, die sich nacherzählen ließen, alles war da. Der ganze Grass, nun wiedergelesen oder von den Jüngeren nachgeholt, bekam seit dem Ende der siebziger Jahre eine im weitesten Sinne emanzipatorische Bedeutung in der DDR. Und das war wohl kein Mißverständnis.

Die große Traurigkeit, die sich vom „Butt“ her in der „Rätin“ (1986) fortsetzte und zuletzt in „Ein weites Feld“ (1995) ganz uferlos erscheint, ist bei den ostdeutschen Lesern als das begleitende Gefühl der gegenwärtigen Geschichtslosigkeit verstanden worden. Darum hat der jüngste Roman im Osten einen Erfolg, wie lange keine Neuerscheinung mehr, meßbar an Bestsellerlisten der neuen Bundesländer oder an ausverkauften Häusern, wann immer Lesungen stattfinden. Diese Meinungsbildung steht in keinem direkten Verhältnis zu dem, was die Medien äußern, und orientiert sich nicht an der Werbung oder der Literaturkritik. Die ostdeutsche Kommunikation über „Ein weites Feld“ ist ein interessantes Phänomen. Sie vollzieht sich in halbprivaten Sphären und in großer Distanz zu den öffentlichen Urteilen und Autoritäten. So war früher in der DDR über wichtige, aber nicht recht erwünschte Bücher immer gesprochen worden: unprofessionell und spontan.

V. Bücher der Generationen

Von Trauer sind auch andere Romane der letzten Jahre erfüllt, zum Beispiel Martin Walsers „Verteidigung der Kindheit“ (1991). Dieses Erzählen mit von der Zukunft abgewandtem Gesicht und gegen die fortschreitende Zeit wäre vor zehn Jahren den DDR-Lesern möglicherweise als ebenso unstatthaft erschienen wie der Facettenreichtum des Generationenkonfliktes unvorstellbar. Von Walser muß die Rede sein, weil seine Romane populär waren, übrigens auch zu großen Teilen in der DDR veröffentlicht wurden. Die „Halbzeit-Trilogie“¹⁶ übte einen großen Reiz aus und ist vorwiegend der Anschauung und Information wegen gelesen worden. Diese Romane zeigten unserer Neugier die sozialen Gliederungen einer recht fremden Welt und bestätigten unsere Auffassung unüberbrückbarer Gegensätze zwischen den beiden deutschen Gesellschaften. Diese Mittelschichten waren uns unbekannt; ihr Statusbewußtsein und die Versorgungsansprüche der Gattinnen

undenkbar; Karriere schließlich, bezogen auf den Arbeitsbereich, war ein Fremdwort. Anselm Kristleins Anstrengungen und sein Versagen weckten weder Mitleid noch Neid; sie führten einfach vor Augen, daß die reale Proletarisierung in der DDR andere Rollen vorgab und sich andere affektive Reaktionen einschliessen.

Mit den Romanen „Das fliehende Pferd“ (1977) und „Jenseits der Liebe“ (1978) stellte sich ein anderes Verhältnis zu Walser ein; auch weil inzwischen festgefahrene Lebensmuster und enttäuschte Erwartungen auch uns betrafen. Durch die andauernde Stagnation traten sie ins Bewußtsein der einzelnen, jenseits aller Ideologie, die damit auch abblätterte. Während nur wenige Autoren in der DDR es zu nüchtern-ironischen Auffassungen dieser Umstände brachten, wuchs beim Publikum das Verständnis, daß ein Autor Lebensjahre gegen gescheiterte Aufstiegspläne aufrechnete. Zudem veränderte sich Walsers Erzählweise: Ein milderer Erzähler präsentierte den Figurentyp, der – immer hoffend – immer scheitert, jetzt aber an der Marke der Lebensneige angelangt ist. Was wir früher für Geschichten von mittleren Angestellten hielten, gab sich nun als Schicksal einer ganzen Generation zu erkennen, die sich der Problematik des sozialen Abstiegs nicht mehr verschließen konnte. Das hat für gleichbleibenden Unterhaltungswert von Walsers Prosa gesorgt. Auch wenn die Konstellationen und Leseweisen sich geändert hatten, dürfte die Leserschaft dieselbe geblieben sein.

In den siebziger Jahren fächerten sich die Lesebedürfnisse der Generationen stärker auf. In der DDR hatte vorher so wenig wie irgendwo anders eine einheitliche Lesergemeinschaft bestanden. Doch allein schon die landesweite Festschreibung eines Lektürekansons für die Schulen begründete einen Sockel gemeinsamer Lektüre. Dazu kamen die Volks- und Werksbibliotheken, deren verhältnismäßig einheitliche Ausstattung und starke Nutzung eine entsprechende Auswahl bedingten. So konnte der Eindruck entstehen, als wäre auch beim Bücherlesen ein kollektives „Wir“ zugange und alle Leute absolvierten dasselbe Lektüre-Pensum. Als es langsam in die DDR vordrang, daß Lektüre „fakultativ“ (Lotman) und ihre Auswahl ein kleiner Protest gegen das offizielle Kulturverständnis sein konnte, setzten sich die Interessen ausdrücklicher voneinander ab.

Von den Autoren, die mehrfach und immer von jungen Generationen für sich entdeckt wurden, sei hier als einziges Beispiel Arno Schmidt angeführt. Verlegt wurde in der DDR nur „Aus dem Leben

¹⁶ Martin Walser, Halbzeit (1960), Das Einhorn (1966), Der Sturz (1973).

eines Fauns“ (1953). Aber die kleine Lesergemeinde, überzeugte Einzelgänger, die auf keine Empfehlung angewiesen waren, wuchs ständig. Über zwei Jahrzehnte war es eine Art Erkennungszeichen, wenn man ein originales Schmidt-Zitat in ein Gespräch einblendete. Seine Anhängerschaft war, wie selbstverständlich bei diesem Autor, ausschließlich männlich. Die materiellen Bedingungen brachten es mit sich, daß meistens nur die frühe Prosa Schmidts etwa bis zu „KAFF auch Mare Crisium“ (1960) bekannt war. Dafür ging die Leidenschaft teilweise so weit, daß man über Fouqué arbeitete oder Heinrich Albert Oppermanns „Zeit- und Lebensbilder aus drei Generationen“ (9 Bände!) las, weil Arno Schmidt die Verfasser gerühmt hatte¹⁷.

Diese Leser sogen die subversive Denkungsart förmlich ein, die der Autor in jedem Zeichen, das er niederschrieb, demonstriert hatte. In einem kulturellen Kontext, der von egalitären Zügen und dem Hang zu Versöhnlichkeit überformt war, bereitete es ästhetischen wie moralischen Genuß, das Elitäre rühmen zu hören, um so mehr, wenn sich das mit strikter Verachtung des sozialen Aufstiegs verband. Durch ein Überangebot an „Wahrem, Gutem, Schönem“, kurz, durch die moralisierende Schwulstigkeit des Literaturunterrichts sorgte besonders die Schule selbst dafür, daß Schmidts tiefgründige Kritik der Innerlichkeit auf fruchtbaren Boden fiel. Seine Sprachbehandlung regte dazu an, sie der eigenen Sprache einzuverleiben. Diese Empfänglichkeit für den sprachlichen Duktus eines anderen zeigte sich häufig in der DDR, war bezeichnend für den Überdruß an der offiziellen Redeweise. Erinnerung sei an Ulrich Plenzdorf, dessen Edgar Wibeau¹⁸ versucht, sich mit Hilfe der Sprache Werthers vom Einerlei toter Reden zu befreien und sich Gehör zu verschaffen. Diese Mischung der Sprachen war freilich nur eine kleine Herausforderung im Vergleich zu der sehr viel aggressiveren von Arno Schmidt. Schmidt-Imitatoren konnten sich des Lachens gewiß sein, weil sie damit Aufsässigkeit gegen Autoritätsbeweise ausdrückten und zugleich ihre geistige Überlegenheit über die Konformen betonten, die sie sonst nicht zeigen durften. Auch die Berührung mit Sigmund Freud, der aus der Öffentlichkeit der DDR mit anhaltender Wirkung verbannt war, dürfte Schmidts kurze Romane zu einer Fundgrube

gemacht haben. Vor allem war es aber das humoristische Erzählen, das in der deutschen Literatur nicht eben häufig ist.

Meine Erinnerung fördert aber auch Defizite zutage, die aus Borniertheit, Ignoranz oder Berührungsangst herrührten. Die mündliche Übermittlung hat nicht zuverlässig dafür sorgen können, daß alle wichtigen Bücher bekannt wurden. Die Liste derjenigen Verzögerungen ist lang, durch die der Horizont der Leser empfindlich eingeschränkt wurde. Das soll zum Schluß an einem spektakulären Fall erörtert werden.

Die Wirkungsgeschichte Uwe Johnsons in der DDR muß ein Fiasko genannt werden, das die Kompetenz der „inoffiziellen Öffentlichkeit“ doch sehr in Frage stellt. Bezeichnend ist, daß es nur eine einzige Veröffentlichung zu Johnsons Werk¹⁹ in der DDR gegeben hat, und zwar 1986 in „Sinn und Form“²⁰. Die Ursachen dafür liegen nicht auf der Hand. Im Gegenteil! Johnsons Romane befassten sich mit Themen, die uns beschäftigten. Daß sie politisch ausgegrenzt waren, besagt nicht viel, denn das waren andere auch, die trotzdem gelesen wurden. In diesem Falle müssen aber die Umstände, die sonst nur einen Vorwand für ein Verbot abgegeben hätten, auch jenen Teil des Publikums irritiert haben, der sich zu seiner Bindung an die DDR noch immer bekannte. Man wollte nicht wahrhaben, was da erzählt wurde, daß nämlich die Stasi in allen Romanen eine unheilvolle Rolle spielt, daß Figuren „die Republik verlassen“, ohne daß die poetische Gerechtigkeit sie ereilt, und vor allem daß der Staat sich seinen Bürgern gegenüber auf eine feindselige Weise verhält. Diese Verweigerung vor nötigen Einsichten habe ich an mir selbst beobachtet. Anfang der siebziger Jahre las ich „Mutmassungen über Jakob“ mit dem Gefühl, daß das Schweigen der Figuren über ihre Bewandnis „abstoßend“ sei, ohne der Frage nach der Bedeutung dieser Sprachlosigkeit auch nur nachzugehen.

Warum dieselben Leser, die auf eine verbesserte oder reformierbare DDR hofften, die identischen Bestrebungen in Johnsons „Mutmassungen über Jakob“ (1959) nicht erkannten, ist wohl nicht anders als aus einer unbewußten Abwehrhaltung zu erklären. Jakob zum Beispiel, der junge Mann, der mit Geheimdiensten nichts zu tun haben will und durch sie in den Tod getrieben wird, ist bis

17 Vgl. Arno Schmidt, Hundert Jahre. Einem Mann zum Gedenken, in: Nachrichten über Bücher und Menschen, Frankfurt/M. 1971, S. 137–186.

18 Ulrich Plenzdorf, Die neuen Leiden des jungen W. (1972), Erstdruck in: Sinn und Form, 24 (1972) 2, S. 254–310. Auch veröffentlicht: Rostock 1973.

19 Eine Ausnahme macht die erwähnte Literaturgeschichte, die Johnsons Werk jedoch sehr abfällig behandelt und wenig Informationen gibt.

20 Jürgen Grambow, Heimat im Vergangenen, in: Sinn und Form, 38 (1986) 1, S. 134–157.

zum Schluß bereit, von dieser imaginären „anderen“ DDR zu glauben, sie könnte seine zweite Heimat werden. Das hätte die Leser betreffen machen müssen, besonders da der Eisenbahner, der Umsiedler, der Aufrichtige und Getreue eine Arbeiterfigur ist, für die die Herzen von Intellektuellen sonst immer schlagen, sobald diese graden und unbeirrbar Gestalten in einem Buch auftauchen. Noch in den „Jahrestagen“ hält sich in den Erinnerungen von Gesine Cresspahl, der Heimatlosen, wenn sie an Jakob denkt, ein Stück jener romantischen Verklärung des Arbeiters, die ein Erbe aus der DDR ist. Dazu kommt, daß die erzählte Welt der ersten Romane vertraute Züge aufweist, wie etwa die minutiöse Schilderung der Arbeitsvorgänge in der „Dispatcherzentrale“ eines großen Bahnhofs oder bekannte Figuren wie die der schweigsamen Umsiedlerin, hier Frau Abs. Als Erzähler hatte Johnson zwar die Bannmeile der DDR verlassen und war entschieden modern, fast ohne direkte Vorbilder, wenn man von Marcel Proust absieht, aber er hatte doch auch von der Ästhetik des Realismus gelernt, den er „genau in dem Maß nutzt, wie er's verdient“ (Enzensberger)²¹.

„Mutmassungen über Jakob“ wurde zum Schlüsseltext. Wer sich hier abwendete, konnte nur auf Umwegen und viel zu spät an die „Jahrestage“ gelangen. Da es sich nicht um unmündige Leser handelte, die sich vom offiziellen Diskurs hätten vorschreiben lassen, worüber sie nachdenken wollten, bleibt nur der Schluß, daß sie sich blind oder taub gestellt haben, um einen wichtigen deutschen Dichter und einen großen Roman über die deutsche Geschichte nicht kennenzulernen.

Johnson hatte nicht nur das Staatswesen DDR, sondern auch die Hoffnung auf ein „besseres Land“ aufgegeben. Das war schwer zu ertragen

21 Hans Magnus Enzensberger, Die große Ausnahme, in: ders., Erinnerung an die Zukunft (Anm. 8), S. 191.

und muß auch für die Autoren der DDR-Literatur so etwas wie eine Kränkung gewesen sein. Diese Literatur wies zwar das Leiden einer Christa T. an der DDR (Christa Wolf) auf²² und später die Zerstörung einer Liebe durch die Stasi in einer „Unvollendeten Geschichte“²³ (Volker Braun). Aber Johnson bezweifelte auch den Sinn solchen Leidens; er hatte sich eben wirklich entfernt. Seine Figur Jakob glaubte noch, sich für die DDR entscheiden zu müssen, und wird verletztbar und darin gründlich getäuscht. Der Autor aber entschied sich, das Land zu verneinen. Wenn in den „Jahrestagen“ Erinnerungen an Heimatliches aufkommt, so ist die Rede von Mecklenburg, das in einem Staat mit archaischen Gebräuchen liegt. Was in diesem Landstrich nach 1945 geschieht, ist nicht neu, sondern fortgesetzte deutsche Geschichte. In Johnsons Jerichow breitet sich wenigstens seit 1933 unaufhaltsam eine Entfremdung aus, die bis tief in die Herzen reicht und sich wie Mehltau auf alles legt, was noch begonnen wird. Über den Sozialismus wird im Roman aus der Perspektive des Jahres 1968, als der Reformversuch in der Tschechoslowakei unterdrückt worden war, das abschließende Urteil gesprochen.

Das Versäumnis im Umgang mit Johnson ist immerhin lehrreich. In den Jahren nach der Befreiung sang man im Osten Deutschlands gerne das Volkslied, das mit den Versen beginnt: „Die Gedanken sind frei.“²⁴ Lange haben wir gemeint, daß das auch auf das Leben zutreffen. Freilich garantieren Bücher einen Spielraum sozialer Phantasie. Aber diese Freiheit ist dann nicht viel wert, wenn man sie zum Rückzug nutzt, um die Augen vor der Realität zu verschließen.

22 Christa Wolf, Nachdenken über Christa T., Halle 1969.

23 Volker Braun, Unvollendete Geschichte, Erstveröffentlichung in: Sinn und Form, 27 (1975) 5, S. 941–979. Der Text konnte als Buch in der DDR nicht publiziert werden.

24 Deutsche Volkslieder, Leipzig 1981, S. 48; Wort und Weise vor 1800, möglicherweise durch die Französische Revolution angeregt.

Rückblicke auf die Literatur der DDR

I. Ein deutscher Literaturstreit mit kleinen Fehlern

Jedes DDR-Schulkind der fünfziger Jahre kannte Stalins Ausspruch: „Die Hitler kommen und gehen. Das deutsche Volk, der deutsche Staat aber bleibt.“ Wie man sieht, können auch große Verbrecher wahre Sätze sagen. Stalin abwandeln, möchte ich sechs Jahre nach dem Untergang der DDR formulieren: Staatswesen wie die DDR kommen und gehen, die deutsche Literatur aber bleibt – und das heißt auch: ein guter Teil der Literatur aus der DDR. Das war in den ersten Jahren nach der Wende 1989/90 nicht die allgemeine Auffassung der nun wieder gesamtdeutschen literarischen Öffentlichkeit. Vielmehr erlitt die DDR-Literatur einen gewaltigen Kurssturz, der in unerwarteter Weise andere Werte und Papiere in Mitleidenschaft zog, so die gesamte westdeutsche Literatur des Nonkonformismus aus vier Jahrzehnten, ja mehr noch: eine Literatur, die sich selbst eine gesellschaftliche Aufgabe stellte, also *littérature engagée* überhaupt.

Gewiß kennt die Literaturgeschichte seit langem Kursschwankungen an der literarischen Börse. Zeitgeist und Zeitgeschmack, wechselnde Erfahrungs- und Erwartungshorizonte entscheiden über die jeweilige Wertschätzung einer Kunst- und Literaturepoche oder die Einstufung einzelner Autoren und Werke. Barock und Aufklärung, Sturm und Drang, Klassik und Romantik, Biedermeier und Vormärz, Jugendstil, Expressionismus und Neue Sachlichkeit, Literatur des Exils und der Inneren Emigration: dies sind, so schien es jedenfalls, (kultur-)historische Alternativen, die immer wieder gegeneinander ausgespielt wurden. Die Hochwertung der einen Tendenz schloß die Abwertung der gegenläufigen ein. Dabei wurde häufig suggeriert, daß es vor allem oder sogar ausschließlich um Fragen des Stils, der Ästhetik gehe, wo doch auch weltanschauliche und politische Kontroversen ausgetragen wurden.

Gleichzeitig mit diesem Aufsatz erscheint vom Verfasser die überarbeitete, stark erweiterte und bis an das Jahr 1995 herangeführte Neuauflage seiner „Kleinen Literaturgeschichte der DDR“ (Gustav Kiepenheuer Verlag, Leipzig 1996).

Damit ist aber schon der eine der beiden kapitalen Fehler angesprochen, der den deutschen Literaturstreit von 1990 bis 1993 in allen Phasen kennzeichnet. Es ist die bewußte oder unbewußte *Vermischung*, ja *Verwechslung* der literarischen Werke mit ihren Autoren und deren weltanschaulichen Irrtümern, politischen Verfehlungen und moralischen Schwächen – oder umgekehrt: deren einschlägigen Leistungen. Bis zum Herbst 1989 waren an erster Stelle die Texte der Dissidenten mit einem nicht nur moralischen Bonus (der ihnen allemal zustand) ausgestattet, sondern auch mit einem geborgten ästhetisch-literarischen. An zweiter Stelle wurde den reformsozialistischen Autoren – Christa Wolf, Heiner Müller, dem 1984 verstorbenen Franz Fühmann, Volker Braun, Christoph Hein und einigen anderen – fast noch ungeteilte Sympathie und moralische Wertschätzung entgegengebracht, ja: Sie wurden häufig mit den inzwischen ausgebürgerten oder übergesiedelten Autoren als zusammengehörig wahrgenommen, waren doch auch Schriftsteller wie Wolf Biermann, Günter Kunert, Sarah Kirsch, Jurek Becker, Erich Loest oder Monika Maron zum Teil bis an das Datum der Übersiedlung heran vehemente Vertreter eines „wahren“, utopischen Sozialismus gewesen – und zum Teil blieben sie es noch danach. Wenn Hans (Chaim) Noll oder Marcel Reich-Ranicki schon 1987 namentlich Christa Wolf scharf angriffen und ihr die politisch-moralische wie literarische Glaubwürdigkeit absprachen, war das noch die Ausnahme.

Nun war es zweifellos so legitim wie notwendig, daß nach dem Untergang der DDR und damit dem Wegfall möglicher Sanktionen seitens des SED-Regimes offen und kontrovers über politische und moralische Leistungen und Fehlleistungen von Schriftstellern in diesem Staat gesprochen wurde. Durch die Enthüllung der Verstrickung von nicht wenigen Autoren in die Machenschaften des Ministeriums für Staatssicherheit, vor allem durch ihre Tätigkeit als informelle Mitarbeiter, bekam die Debatte seit 1991 eine neue, so erschreckende wie unabweisbare Dimension. Diese Debatte, zumal die Kontroverse um die Prenzlauer-Berg-Poeten und Stasi-Informanten Sascha Anderson und Rainer Schedlinski, machte deutlich, daß Literatur, die Kunst aus bedeutungstragenden Worten, nicht

moralfrei gedacht werden kann; daß also die DDR-Literatur – in Gestalt einzelner Autoren, wohlbermerkt – tatsächlich Schaden genommen hatte.

Andererseits: Literatur als Kunst und Moral gehen nicht wechselseitig und ohne Rest ineinander auf. Auch Verbrecher oder Gegner unserer zivilen Ordnung können bedeutende Literatur verfassen. Überdies darf Moral nicht ohne weiteres mit Weltanschauung oder gar Gesinnung gleichgesetzt werden; Moral ist anderes und mehr als diese. Man kann (und konnte auch in der DDR) ideologisch verblendet sein und trotzdem moralisch handeln. Also machen einschränkende oder gar verwerfende Urteile über Autorpersonen nicht automatisch ihr Werk zunichte. In diesem Sinne war der Literaturstreit ein Fall jener von Thomas Bernhard als „ungeheuerliche Mißbildung unserer ganzen Kultur“ gebrandmarkten „Geistesniedertracht . . . Person und Arbeit eines Schriftstellers [zu] vermischen“¹. Indem im Literaturstreit kaum je von der Literatur selber die Rede war (und von ihren Urhebern als empirischen Personen um so mehr), war er eine Fortsetzung des früheren bornierten Umgangs mit DDR-Literatur – im Feuilleton wie in der Literaturwissenschaft –, insofern sie auch jetzt noch und wieder pur politisch traktiert wurde, gleichgültig, ob aus dem Blickwinkel des Liebhabers und Verteidigers oder aus dem des Verächters dieser Literatur. Demgegenüber gilt Lichtenbergs Satz, den Heiner Müller gern zitierte: „Der Autor ist klüger als die Allegorie. Die Metapher ist klüger als der Autor.“² Damit ist gesagt, daß der poetische Diskurs nicht im nur rationalen Wachbewußtsein des Autors aufgeht und mehr Wahrheit als dieses enthalten kann.

Natürlich muß auch das Lehrstück über die Irrungen und Wirrungen, die Verheißungen und Versuchungen intellektueller und künstlerischer Arbeit in der sozialistischen Diktatur namens DDR im Gedächtnis aufbewahrt werden – und mit ihm die projektiven Fehlleistungen einer linken westdeutschen Intelligenz im Hinblick auf dieses Thema (den Verfasser dieser Zeilen inbegriffen) –, vor allem aber bleibt viel Literatur aus diesem Land, und zumal solche, die nicht nur der geborgten Funktion gehorchte, Ersatzöffentlichkeit in einem autoritären Staat herzustellen.

Von zwei kapitalen Fehlern im deutschen Literaturstreit war die Rede. Der zweite war die *Enthistorisierung* von vierzig Jahren DDR und mit

ihr die nivellierende Ineinssetzung von vier Jahrzehnten DDR-Literatur unter Etiketten wie „Gesinnungskitsch“ (Karl Heinz Bohrer), „Gesinnungsästhetik“ (Ulrich Greiner), „Anerkennungsliteratur“ (Chaim Noll/Manfred Wilke), „Stillhalteliteratur“ (Veit-Ulrich Müller), Literatur als „Sedativ“ (Werner Fuld) oder „Staatsdichtung“. Solche Literatur gab es zweifellos, und mehr als genug, aber im Lauf von vierzig Jahren in unterschiedlicher Verteilung und mit sehr verschiedenem Gewicht. Insgesamt hat die DDR-Literatur eine Emanzipationsbewegung vollzogen. „Ernstzunehmende Literatur“ – so schrieb ich schon vor acht Jahren – „löst sich aus der angestammten Haltung des Verdrängens und Verschweigens wie aus dem didaktischen Gestus der ersten fünfzehn Jahre . . . und findet zu Haltungen des erkennenden Experimentierens, zum ästhetischen Text als Differenz zur Wirklichkeit, nicht als deren planes Abbild.“³ Die – mit guten Gründen – antifaschistischen Schriftsteller der fünfziger Jahre, zumal die jüngeren, von Nazi-Mitläufern zu gläubigen Sozialisten gewandelten unter ihnen, schrieben zunächst tatsächlich ‚Gesinnungsliteratur‘. Armin Müllers „Hallo, Bruder in Krakau“ (1950), Franz Fühmanns frühe Lyrik oder sein Stalingrad-Epos (1953) und Christa Wolfs „Moskauer Novelle“ (1961) sind Beispiele dafür. Als der autoritär-bürokratische Sozialismus sich über die Jahrzehnte hin zur Kenntlichkeit entstellte (die einen ‚erkannten‘ ihn langsamer, die andern rascher – je nach Grad und Tiefe der weltanschaulichen und existentiellen Bindung), zerbrach die Gesinnung, gerade bei den Besten, unter ihnen die drei Genannten.

Die Literatur der guten *Gesinnung* wurde abgelöst von einer solchen der Sinngebung, oder doch wenigstens der *Sinnsuche*, die sich mehr und mehr als radikale *Sinnkrise* manifestierte. ‚Die Wahrheit‘ hatte längst nicht mehr die feste Konsistenz von ‚Gesinnung‘, vielmehr wurde sie brüchig und immer brüchiger – und entrückte zugleich als Ideal in eine unbestimmbar ferne Zukunft des ersehnten „wahren Sozialismus“. Damit aber war die bessere DDR-Literatur nun nicht mehr affirmativ, wie noch das Gros der literarischen Texte in den fünfziger Jahren und bis in die sechziger Jahre hinein, sondern im Wortsinn kritisch, ja immer häufiger subversiv. Indem sie, in der Regel verdeckt, die schlechte DDR-Wirklichkeit an einem zwar illusionären, aber zugleich hohen moralischen Ideal maß, entblößte sie das Beengte, ja oft Niedrige und Häßliche der Lebensverhältnisse in der DDR,

1 Thomas Bernhard, *Das Kalkwerk*, Frankfurt/M. 1970, S. 224.

2 Heiner Müller, *Fatzer ± Keuner*, in: ders., *Rotwelsch*, Berlin 1982, S. 141.

3 Wolfgang Emmerich, *Kleine Literaturgeschichte der DDR 1945–1988*. Erweiterte Ausgabe, Frankfurt/M. 1989, S. 2.

die manches zuwege gebracht hatten, aber gewiß nicht den proklamierten „neuen Menschen“.

So bewegt sich die kritische DDR-Literatur – abgesehen von ihrem strikt dissidentischen Teil – in ihren letzten fünfzehn Jahren in einer andauernden Ambivalenz: Sie zeigt mit ästhetischen Mitteln und Modellen, und teilweise radikal, das Scheitern des sozialen Großversuchs DDR – und zieht doch ihre Sympathie, ihr Interesse nie endgültig von diesem Experiment ab. Die aus diesem Widerspruch gezeugten Texte mag man kritisieren und ablehnen, aber sie zum affirmativen Gesinnungskitsch zu erklären, zeugt weder von historischem Differenzierungsvermögen noch von einem entwickelten Gerechtigkeitssinn. Es ging im deutschen Literaturstreit ja auch, wie gelegentlich am Rande eingeräumt wurde, in erster Linie um kulturelle Definitionsmacht, und bestenfalls in zweiter Linie um Literatur. So stellte Uwe Wittstock zu Recht fest: „Es geht *nicht* um die Literatur, sondern um eine exemplarische Abrechnung mit exemplarischen Lebensläufen. Die Schriftsteller sind Stellvertreter.“⁴ Die „Deutung der literarischen Vergangenheit“, die „Durchsetzung einer Lesart“ ist, so formulierte Ulrich Greiner in der „Zeit“ erfreulich offenherzig, „keine akademische Frage. Wer bestimmt, was gewesen ist, der bestimmt auch, was sein wird. Der Streit um die Vergangenheit ist ein Streit um die Zukunft.“⁵ Daß diese Kritik – übrigens ohne, daß es dazu konspirativer Absprachen bedurft hätte, wie von östlicher Seite oft behauptet – vom sicheren westlichen Port der „Unbelastetheit“, des „aufreizend guten Gewissens einer moralisch ausgeruhten Gesellschaft“ (so der Münchner Althistoriker Christian Meier⁶) aus vorgetragen wurde, machte sie für die Betroffenen doppelt schwer erträglich.

Auch der Verteidiger der kritischen DDR-Literatur wird nicht pauschal *die* ganze DDR-Literatur aufbewahren wollen; nicht einmal die Texte, die sich durch politische Brisanz auszeichnen, sind automatisch *als Literatur* aufhebenswert. Für viele gilt, was Jurek Becker 1994 rückblickend feststellte: „Vieles davon, was mir früher aufregend vorkam, interessiert mich heute kaum mehr. Die Erwartungen an diese Literatur waren eher politische als ästhetische. Es ist ein Unterschied zwi-

schen der Arbeit eines Autors und der eines Widerstandskämpfers, aber im Kampfgetümmel DDR neigte man wohl dazu, beides miteinander zu verwechseln. Das ist mir auch passiert, nicht nur einmal.“⁷ Das müssen viele von sich sagen, der Verfasser dieser Zeilen zum Beispiel auch. Um so wichtiger ist es, diese Leseweise nun nicht, wie häufig im Literaturstreit, seitenverkehrt fortzusetzen, sondern tatsächlich die literarischen Werke für sich so ernst wie möglich zu nehmen. Das kann freilich auch nicht heißen, sie, dem Ideal ästhetischer Autonomie entsprechend, künstlich zu pur ästhetischen Gebilden zu verwandeln, wo sie es nicht waren.

Zwar hat sich die interessantere DDR-Literatur im Lauf von Jahrzehnten einen immer größeren Freiraum des Ästhetischen erobert, und doch ist sie, gewiß mehr als die Literatur in westlich-modernen, offenen Gesellschaften, tief und widersprüchlich verwachsen geblieben mit der Sozialordnung und dem politischen Entwurf, denen sie entstammte. Immerhin läßt sich schon vorab sagen, daß es von der bisher hochgehaltenen DDR-Literatur am häufigsten Prosatexte sein werden, die ihren Nimbus eingebüßt haben, eben weil sie sich am direktesten, damit aber zumeist eher kunstlos auf die widrigen Verhältnisse eingelassen haben. Mit ihrer mittlerweile abgegoldenen Funktion, Ersatzöffentlichkeit zu sein, ist ihr Potential erschöpft. Umgekehrt werden vermutlich gerade lyrische Texte künftig angemessener als genuin literarische wahrgenommen werden können; Texte, die weniger der pragmatischen Rolle gleichsam ausgelagerter politischer Systemkritik gehorchen mußten und deshalb freier blieben für die Kunst.

Der nachstehende Rückblick auf die Literatur der DDR soll das Augenmerk auf einige Autoren und Werke lenken, die sich schon in der Zeit ihrer Erstveröffentlichung, nicht minder aber über den Tag hinaus als bedeutsam erwiesen haben; Texte, die zeigen, daß auf diesem östlichen deutschen Territorium in vierzig Jahren nicht nur realsozialistische Agitation, Propaganda und Erbauungsliteratur entstand, sondern Literatur von europäischem Rang, die in vieler Hinsicht in den guten wie den problematischen Traditionen der deutschen Literaturgeschichte steht und diese auf hohem Niveau fortschreibt. Natürlich ist die Auswahl der ‚bleibenden‘ Texte subjektiv und anfechtbar. Sie mag Überlegungen zu einer Fortschreibung des literarischen Kanons anregen, will aber einen solchen keineswegs setzen.

7 Jurek Becker, Zurück auf den Teppich, in: Der Spiegel vom 12. Dezember 1994, S. 197.

4 Uwe Wittstock, Die Dichter und ihre Richter, in: Süddeutsche Zeitung vom 13./14. Oktober 1990, S. XXV.

5 Ulrich Greiner, Die deutsche Gesinnungsästhetik, in: Die Zeit vom 2. November 1990, S. 59f.

6 Christian Meier, Vergangenheit ohne Ende? Was die kommunistische von der nationalsozialistischen Geschichte unterscheidet, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 19. Februar 1992, S. 35.

II. Die Wiederaneignung des Verschwiegenen

Die „volkseigene Erfahrung“⁸ der jungen DDR-Bürger, mit denen der neue sozialistische Staat gebaut werden sollte, war zu wesentlichen Teilen nur Diktaturerfahrung aus der Zeit des NS-Regimes. Zu ihr trat jetzt mittelbar die Prägung durch eine zweite Diktatur hinzu. Indem die Macht in der frühen DDR auf allen Ebenen primär von kommunistischen Kadern ausgeübt wurde, die durch die autoritäre Schule der Parteidisziplin gegangen waren und in vielen Fällen während des sowjetischen Exils stalinistische Herrschaftspraktiken internalisiert hatten, wurden nach und nach der gesamten DDR-Bevölkerung zusätzlich autoritäre Prägungen auferlegt, denen sich freilich nicht alle unterwarfen. Insgesamt entwickelte sich die DDR zu einer undemokratisch-hierarchischen Gesellschaft, die ihre zweifache Diktaturprägung nie verleugnen konnte, auch wenn die SED die gesamte Bevölkerung des Landes, ungeachtet ihrer Vergangenheit im Dritten Reich, zu „Siegern der Geschichte“ erklärt hatte.

Aus dieser Konstellation eines anhaltenden Verdrängens und Verschweigens der verhängnisvollen doppelten Vorgeschichte des „realen Sozialismus“ und den daraus entstandenen Prägungen erwuchs der Literatur in der DDR eine große Aufgabe, die sie immerhin zum Teil wahrnahm: das zweifache Schweigetabu zu brechen und anzuschreiben gegen das Verdrängen und Vergessen. Statt antifaschistische und kommunistische Heldensagen zu schreiben – sie entstanden *en masse* – galt es, die aus dem Nazismus wie aus dem Stalinismus stammenden menschlichen Deformationen offenzulegen und sich trauernd der zahllosen Opfer zu erinnern. Zwar hat die DDR-Literatur – anders als die westdeutsche und sonstige deutschsprachige Nachkriegsliteratur – bemerkenswerterweise das Zentralereignis der NS-Herrschaft, den Massenmord an den Juden, kaum je angemessen thematisiert, aber dennoch hat sie wichtige Werke hervorgebracht, die sich gegen das Verdrängen stellten. Von einigen wenigen soll die Rede sein.

Als im deutschen Literaturstreit der Wert und Unwert der DDR-Literatur pauschal verhandelt wurde, war von einem Autor kein einziges Mal die Rede: von Johannes Bobrowski (1917–65). Kein

anderer DDR-Autor hat so gleichbleibend stark gegen die grassierende Vergeßlichkeit, das bequeme Vergessen der deutschen Schuld angeschrieben wie er. „Ich bin dafür“, so sagte er Ende 1962, „daß alles immer wieder neu genannt wird was man so ganz üblich als ‚unbewältigt‘ bezeichnet, aber ich denke nicht, daß es damit ‚bewältigt‘ ist. Es muß getan werden, nur auf Hoffnung.“⁹ Also schrieb der gläubige Christ (und Sozialist zugleich) Bobrowski in den fünfziger und frühen sechziger Jahren seine Gedichte – später auch Prosa – entlang der „Blutspur“ der Geschichte. Dabei nahm er einen vermeintlichen Umweg über die Natur und Landschaft, in die diese Spur eingesenkt war. Was so entstand, waren keine ‚reinen‘ Naturgedichte à la Wilhelm Lehmann, vielmehr wurde Natur als lebendiges, geschichtsträchtiges Gegenüber angesprochen, in der Menschen lebten, aber auch ihre Male und Untaten hinterließen; so zum Beispiel in dem Gedicht „Holunderblüte“:

*Es kommt
Babel, Isaak.
Er sagt: bei dem Pogrom,
als ich Kind war,
meiner Taube
riß man den Kopf ab.*

*Häuser in hölzerner Straße,
mit Zäunen, darüber Holunder.
Weiß gescheuert die Schwelle,
die kleine Treppe hinab –
Damals, du weißt,
die Blutspur.*

*Leute, ihr redet: Vergessen –
Es kommen die jungen Menschen,
ihr Lachen wie Büsche Holunders.
Leute, es möcht der Holunder
sterben an eurer Vergeßlichkeit.¹⁰*

Von den Greueln der Nazizeit zu sprechen, war in der DDR durchaus erwünscht (wobei freilich die optimistische Perspektive nicht verlorengehen durfte). Gänzlich unmöglich war es dagegen, zumindest bis weit in die achtziger Jahre hinein, von der anderen Diktaturerfahrung, der des Stalinismus, zu sprechen. Auch nach dem XX. Parteitag der KPdSU 1956, mit Chruschtschows Geheimrede gegen den Personenkult Stalins (die nicht lange geheim blieb), wurde das kaum besser. Wer es versuchte, mußte Umwege der historischen

⁹ Johannes Bobrowski, Benannte Schuld – gebannte Schuld?, in: ders., Selbstzeugnisse und Beiträge über sein Werk, Berlin (DDR) 1967, S. 32.

¹⁰ Ders., Die Gedichte (= Gesammelte Werke. Bd. 1), Berlin (DDR) 1987, S. 94.

und mythologischen Einkleidung oder anderer Camouflage gehen.

Ein eindrucksvolles Beispiel dafür ist *Erich Arendts* Gedicht „Nach den Prozessen“ von 1961, das die blutigen Moskauer Schauprozesse von 1936 bis 1938 meint und eben deshalb in der DDR nur unter dem Titel „Nach dem Prozeß Sokrates“ druckbar war. In dem langen Gedicht heißt es unter anderem:

...
*Gleichgeschaltet
mit abwaschbaren
Handschuh
gleichgeschaltet durch die
gezeichneten Finger
das erschöpfte
tausendströmige Herz.*

*Die da
handeln, an Tischen,
mit deiner Hinfälligkeit,
allwissenden Ohrs,
ledernen
Herzens ihr Gott, sie
haben das Wort:*

*Worte,
gedreht und
gedroschen: Hülsen
gedroschen, der
zusammengekehrte Rest.*

*Gehend im Kreis
der erschöpften Gedanken
– wie war
doch der Atem groß –
halt versiegelt den Mund, daß
der Knoten
Blut
nicht Zeugnis ablege!*

*Wo Freude und Recht
gemeuchelt lag,
an der Wand
der Geschichte
stets noch: Du!*

*Gehend im Kreis – doch
der Meteor
Verfinsterung jagt
am ummauerten Himmel.*

*Knie nicht –
Blutwimper, schwarz:
das Jahrhundert.¹¹*

Erich Arendt (1903–1984), zuerst von August Stramms Wortalchimie geprägter spätexpressionistischer Lyriker, der in Herwarth Waldens berühmter Zeitschrift „Sturm“ veröffentlichte, dann Kommunist, dem es freilich nie glücken wollte, Gedichte im „Kaderwelsch“ (Brecht) seiner Partei zu verfassen, später Teilnehmer am Spanischen Bürgerkrieg und als Exilierter in Lateinamerika, war 1950 nach Ost-Berlin zurückgekehrt. Dem phantasie- und produktionsfeindlichen „realen Sozialismus“ paßte er sich nie an, und schon gar nicht in seiner Dichtersprache, die erkennbar radikalen Avantgarde-Impulsen verpflichtet war und die Einzelworte als dynamische Potenzen zueinander in Beziehung setzte – fern allen Erwartungen der Doktrin des „sozialistischen Realismus“ auch an die Lyrik. Freilich, der einst gläubige Kommunist Arendt hatte spätestens in den sechziger Jahren die Hoffnung verloren, daß die Sowjetunion oder die DDR zu einem irdischen Paradies werden könnten: „Blutwimper schwarz:/das Jahrhundert.“ Für die jungen Poeten seines Landes – Sarah und Rainer Kirsch, Karl Mickel, Adolf Endler, Elke Erb, Heinz Czechowski und andere – hat der avantgardistische Doyen der DDR-Lyrik eine gar nicht zu überschätzende Rolle als Anreger und Vermittler gespielt.

In den fünfziger und frühen sechziger Jahren waren es nur einzelne, die das über die Vergangenheit verhängte Schweigegebot übertraten. Danach wurden es immer mehr. Zumal das Syndrom des „gewöhnlichen Faschismus“ geriet, wie verspätet auch immer, in den Blick. Endlich wurde sagbar, daß auch die DDR Erbin der deutschen Geschichte einschließlich aller Hypotheken und Schulden war und daß auch auf ihrem Territorium Menschen lebten, denen zwölf Jahre Naziherrschaft eingeschrieben waren. „Diese Bürde zu tragen“, so erkannte Hermlin, „waren nur wenige imstande. Die meisten retteten sich in unverbindliches Bedauern, in Verkleinerung, in Schweigen.“¹² Damit korrespondieren Worte Heiner Müllers, gleichfalls von 1975: „Das Thema Faschismus ist aktuell und wird es, fürchte ich, in unserer Lebenszeit bleiben. ... Heute ist der gewöhnliche Faschismus interessant: wir leben auch mit Leuten, für die er das Normale war, wenn nicht die Norm, Unschuld ein Glücksfall.“¹³

gaben steht das Gedicht unter dem Titel „Nach dem Prozeß Sokrates“.

12 Stephan Hermlin, Mein Friede, in: ders., Aufsätze, Reportagen, Reden, Interviews, München – Wien o.J. [1980], S. 109.

13 Heiner Müller, Ein Brief [an Martin Linzer], in: ders., Theater-Arbeit, Berlin (West) 1975, S. 124 f.

11 Erich Arendt, Das zweifingrige Lachen. Ausgewählte Gedichte, Düsseldorf 1981, S. 71–73. In allen DDR-Aus-

Damit ist genauer bezeichnet, was den Autoren bei ihren Versuchen der literarischen Arbeit am Vergangenheitsstoff wichtig wurde. Jetzt ging es ihnen um das nazistische Syndrom in den Subjekten, „Faschismus“ als Gesinnung und als Bündel von Verhaltensmustern, die mit dem Datum der Niederlage und Befreiung von 1945 nicht ausgelöscht waren, sondern auch die Formierung des „realen Sozialismus“ mitprägten. Nach Vorgängern wie Hermlin, Bobrowski und Fühmann sowie den ersten Deutschlandstücken Heiner Müllers („Die Schlacht“; „Traktor“; „Germania Tod in Berlin“) erkannten nun auch jüngere Prosa-Autoren wie Christa Wolf, Klaus Schlesinger, Karl-Heinz Jakobs, Helga Schütz, Jurek Becker und Christoph Hein, daß hier nicht nur eine Lücke in der Literatur, sondern auch im individuellen wie öffentlichen Bewußtsein der Menschen klaffte, die gerade mittels Literatur geschlossen werden konnte¹⁴.

Christa Wolfs (geb. 1929) Roman „Kindheitsmuster“ (1976) ist der vielleicht wichtigste Text dieses ‚neuen Denkens‘. Er stellt eine Frage, die in der vorherigen Vergangenheitsbewältigung der DDR gerade keine Rolle gespielt hat: „Wie sind wir so geworden, wie wir heute sind?“¹⁵ Anders gesagt: Wie war eigentlich der ganz normale, alltägliche Nazismus beschaffen, der von Massen von Menschen mitexekutiert oder ertragen, nicht aber bekämpft wurde? Es geht also nicht um die Heroen des Widerstandes, auch nicht um die sadistischen Naziverbrecher, sondern um die Millionen von Mitläufern. Die Autorin findet sie, ehrlicherweise, in ihrer eigenen Familie, der des Lebensmittelhändlers und (gar nicht unsympathischen) Kleinbürgers *par excellence* Bruno Jordan. Der Titel „Kindheitsmuster“ meint die in der Kindheit, in Familie, Schule und Bund deutscher Mädchen (BdM) erworbenen und geprägten Muster des Verhaltens im Sinne des englischen *pattern*: Angst, Haß, Härte, Verstellung, Scheinheiligkeit, Verleugnung ursprünglicher Empfindungen, Hörigkeit und Treue und Pflicht ohne Ansehen der Person – Eigenschaften, die ein Individuum einem Regime wie dem nationalsozialistischen anheimgeben, es innerlich widerstandslos machen. Davon wird hier erinnernd, wort- und bildkräftig erzählt. – Doch damit ist nur eine Erzählebene gekennzeichnet. Eine

kurze Reise an den Ort der Kindheit (Landsberg an der Warthe im heutigen Polen) ist für die Autorin der Hebel, die vergessenen, verdrängten Bilder der Vergangenheit wieder freizusetzen. In einer Art Gerichtsverfahren mit sich selbst, einem Selbstverhör, konfrontiert die Erzählerin ihre eigene kleinbürgerlich beschädigte Kindheit mit ihrer Gegenwart im Jahr der Reise, 1971; schließlich noch einmal – das ist die dritte Erzählebene – mit den alltäglichen Erfahrungen während der Zeit der Niederschrift 1972–75. Auf einer vierten Ebene endlich reflektiert sie die „Schwierigkeiten beim Schreiben der Wahrheit“ (Brecht), die aus der Abwehr des tabuierten Themas bei ihr selbst und anderen erwachsen.

Keine einlinige Fabel also, keine runde Geschichte, sondern eine komplizierte Schreibtechnik, die es fertigbringen soll, „die fast unauflösbaren Verschränkungen, Verbindungen und Verfestigungen, die verschiedenste Elemente unserer Entwicklung miteinander eingegangen sind, doch noch einmal zu lösen, um Verhaltensweisen, auf die wir festgelegt zu sein scheinen, zu erklären und womöglich (und wo nötig) doch noch zu ändern“¹⁶. Dieser „Kampf um die Erinnerung“ (Alexander Mitscherlich) ist schwierig: Am Anfang steht ein Ich, das eingeübt ist in Verdrängen, Vergessen, Verschweigen; steht die Sprachlosigkeit, das Nichtwissen-Wollen, die „Unfähigkeit zu trauern“ (Margarete und Alexander Mitscherlich). Das Buch dokumentiert den Lernprozeß der Erzählerin, die Zensur über das eigene Ich aufzuheben und trauern zu lernen, um in der gegenwärtigen Lebenspraxis mit den dem „gewöhnlichen Faschismus“ verhafteten Verhaltensmustern – Anpassung, Verstellung, Angst – umgehen zu können, vielleicht sich von ihnen freizumachen. Damit wurde der Roman zum Zeitpunkt seiner Erstveröffentlichung auch zu einem brisanten Gegenwartsbuch, nämlich einer vehementen Kritik am Untertanenstaat DDR und seinen auch stalinistischen Wurzeln. An dieses wichtige Buch von vor zwanzig Jahren zu erinnern heißt auch, Frank Schirrmachers Polemik gegen Christa Wolfs „autoritären Charakter“ vom 2. Juni 1990¹⁷, die sich später als Initialzündung des Literaturstreits erwies, in ihre Schranken zu verweisen. „Kindheitsmuster“ zeigt in aller Deutlichkeit, wie ernst-

14 Vgl. dazu als eine der ersten Anna Seghers in ihren Reden und Aufsätzen seit 1944, gesammelt in: dies., *Über Kunstwerk und Wirklichkeit*, 3 Bde., Berlin (DDR) 1970 f., insbes. Bd. 1.

15 Christa Wolf, *Kindheitsmuster*, Darmstadt – Neuwied 1977, S. 221.

16 Christa Wolf, *Subjektive Authentizität*. Gespräch mit Hans Kaufmann, in: dies., *Die Dimension des Autors*, Darmstadt – Neuwied 1987, S. 786.

17 Vgl. Frank Schirrmacher, „Dem Druck des härteren, strengeren Lebens standhalten“. Auch eine Studie über den autoritären Charakter [...], in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 2. Juni 1990, Beilage „Bilder und Zeiten“.

haft bohrend sich die Autorin längst mit den psychischen Diktaturmustern als gesellschaftlichem und persönlichem Erbe auseinandergesetzt hatte.

Um wieviel leichter hatte es ein Autor einer jüngeren Generation wie *Wolfgang Hilbig* (geb. 1941) bei seiner Abrechnung mit dem Erbe der beiden Diktaturen! Auf seine sprachmächtige Erzählung „Alte Abdeckerei“ von 1991, in der die Sphären Phantasie und Wirklichkeit souverän und bis zur Ununterscheidbarkeit durchmischt werden, sei wenigstens hingewiesen. Sie erzählt von einem stillgelegten Kohleschacht namens „Germania II“, der inmitten einer Landschaft kaputter Industrieanlagen und toter Bergwerke liegt, auf schwankendem, unterhöhltem, ‚bodenlosem‘ Grund. Schon als Kind hatte der Erzähler, nichtsahnend und verständnislos, diesen rätselhaften Ort entdeckt und an ihm einen Unfall erlitten. Später verdingt er sich dort als Arbeiter, etwas, was ‚man‘ eigentlich nicht tut. Schon auf den ersten Seiten tauchen Wörter wie Rampe und Gleisanschluß, später dann Kadaver, Massengräber, Rauchschwaden und Seifenproduktion auf. Die Alte Abdeckerei, in der Tierkadaver entsorgt werden, entpuppt sich als Zentralmetapher für alle Massen-Entsorgungsanstalten von Toten in den totalitären Diktaturen dieses Jahrhunderts, als nicht mit Sinn aufzuladendes Schreckenszeichen einer in die Irre gegangenen Geschichte. Sie ist das namenlose, stinkende Grab der Opfer von Auschwitz, und zugleich ist sie der Ort, an dem „der Kadaver der Republik angestochen“¹⁸ wurde. All das berichtet der Erzähler nicht als einer, der völlig unbeteiligt und über diese Dinge erhaben wäre. „Ich war einer der Männer von Germania II“¹⁹, heißt es. Hilbigs Prosastück ist durch eine immer anschauliche, zuweilen wild wuchernde und visionäre Sprache gekennzeichnet, wodurch es der naheliegenden Gefahr purer Allegorese entgeht. Es ist gleichsam der radikale, nicht mehr rücknehmbare Schlußstrich unter die doppelte Diktaturvergangenheit der DDR, aus der ihre Literatur sich langsam, aber zu guten Teilen erfolgreich herausgearbeitet hat.

III. „Neue Herrlichkeit“ – Die Provinz als Universum

Viele Texte der Weltliteratur sind bei Lichte besehen Regionalliteratur, gar Heimatliteratur in dem

18 Wolfgang Hilbig, *Alte Abdeckerei*, Frankfurt/M. 1991, S. 86.

19 Ebd., S. 87.

Sinne, daß ihre Autoren ihr Objektiv auf die nächste Nähe einer Provinz einstellen, die sie in- und auswendig kennen, und in dieser dann die große Welt spiegeln. Man denke nur an James Joyce, Alfred Döblin, William Faulkner oder Italo Svevo. Nun ist gewiß die meiste DDR-Literatur, die sich mit der eigenen Lebenswelt beschäftigt, alles andere als Weltliteratur, sondern tatsächlich Provinzliteratur im Sinne von Provinzialismus und Enge. Aber die „Neue Herrlichkeit“ (Günter de Bruyn) des realsozialistischen Alltagslebens in der DDR hat im letzten Dutzend Jahren, die das Land existierte, einige äußerst plastische Darstellungen erfahren; und in den besten Fällen wurde die Provinz tatsächlich zum Universum (nach einer Formulierung von Christoph Dieckmann²⁰) oder doch wenigstens zu einem interessanten Ausschnitt desselben.

In gewisser Weise hatte Uwe Johnson mit „Ingrid Babendererde. Reifeprüfung 1953“ (1956; posthum 1985 veröffentlicht) und „Mutmassungen über Jakob“ (1959) diesen Typus welthaltiger DDR-Heimatliteratur initiiert und ihn bis hin zu den „Jahrestagen“ fortgeschrieben. Aber ihn hatte man nicht zum DDR-Autor werden lassen. Später dann haben Erich Loest, Günter de Bruyn, Jurek Becker, Klaus Schlesinger und Christoph Hein – mit Abstrichen auch Uwe Saeger, Brigitte Burmeister, Harald Gerlach und einige andere – diese eigentümliche neue Heimatliteratur, die alles andere als borniert ist, fortgeschrieben. Aus dem Abstand der Nach-Wende-Zeit gibt diese Literatur über zweierlei beredt Auskunft: über die „gestockten Widersprüche“ (Franz Fühmann²¹), die Wandlungsunfähigkeit einer künstlich stillgestellten Gesellschaft – und über die emotionalen Werte dieser verlangsamten, partiell vormodernen Welt, von der sich zu trennen heute, nach jahrzehntelanger Gewöhnung, vielen schwerfällt.

Hier sei wenigstens von einem einzigen Werk die Rede, das diese Tendenz der kritischen DDR-Literatur verkörpert: *Günter de Bruyns* Roman „Neue Herrlichkeit“ (1984 in der Bundesrepublik, 1985 nach großen Schwierigkeiten auch in der DDR erschienen). Der Roman erzählt die Geschichte eines jungen Mannes, Viktor Kösling, der sich daran gewöhnt hat, „der zu sein, der gewünscht wird“²². Der Sohn eines hohen Funktionärs zieht sich mitten im Winter in das staatliche Erholungs-

20 Vgl. seine Glosse zu Günter Grass' Roman „Ein weites Feld“, in: *Die Zeit* vom 1. Dezember 1995, S. 6.

21 Franz Fühmann, *Saiäns Fiktschen*, Rostock 1981, S. 7.

22 Günter de Bruyn, *Neue Herrlichkeit*, Frankfurt/M. 1984, S. 27.

heim „Neue Herrlichkeit“ zurück (der „allegorische Hintersinn“ des Namens fiel dem Kritiker des „Neuen Deutschland“ mit Recht auf), um seine Dissertation zu schreiben, denn der Dokortitel ist die Voraussetzung für die vom Vater arrangierte Diplomatenkarriere. Doch daraus wird erst einmal nichts. Viktor bringt nichts zustande, statt dessen verliebt er sich in das Zimmermädchen Thilde, und eine Weile sieht es so aus, als würde er das fremdgeplante Leben preisgeben und durch eine Verbindung mit Thilde einen anderen, zwar nicht privilegierten, aber selbstgewählten Weg einschlagen. Es zeigt sich jedoch, daß er schon allzusehr ein Meister der Anpassung geworden ist (von de Bruyn psychologisch meisterhaft dargestellt): „Seine Fähigkeit, der zu werden, der verlangt wird, ist groß. Um Erwartungen zu entsprechen, braucht er nur deren Kenntnis; wenn er die hat, ist er bald, was er soll.“²³ Am Ende – die von den Schneemasen eingeschlossene „Neue Herrlichkeit“ ist nun wieder mit der Außenwelt verbunden – läßt Viktor Thilde sitzen (ihre Mutter war „Republikflüchtling“, was seine Karriere verhindert hätte). Vorher schon war Thildes Großmutter Tita Viktors Plänen zum Opfer gefallen; Viktor überredete die Enkelin, die eigensinnige alte Frau in ein Altersheim zu bringen. Dessen Schilderung durch de Bruyn macht ganz nebenbei deutlich, wie erschreckend gleichgültig die DDR mit ihren ‚Alten‘ umging.

De Bruyns ‚Kammerroman‘ spielt souverän mit alten Mustern: mit der Geschichte von der sitzengelassenen Braut niederen Standes (die DDR hatte also offenbar Züge einer ständischen Gesellschaft), mit Thomas Manns „Zauberberg“ (Viktor Köslings ‚Genesung‘ kann als eine Parodie auf diejenige Hans Castorps gelesen werden), mit Fontanes „Stechlin“, in dessen Roman es um eine „Gegenüberstellung von Adel, wie er bei uns sein sollte, und wie er ist“ (Fontane), geht; vor allem aber mit Jean Pauls „Hesperus“, wie Helmtrud Mauser überzeugend nachgewiesen hat²⁴. Aus dessen „Maiental“ als Ort der Utopie – „dieser Irr- und Blumengarten meiner wärmsten Träume“ – ist eine Mülldeponie und ein Ort der Phrasen geworden (nur der Name ist geblieben). Der ‚neue Adel‘, der ‚neue Mensch‘, die ‚neue Herrlichkeit‘ der DDR: sie sind nicht, wie sie sein sollten. Das Erholungsheim, eingeschneit, im Winkel, etwas baufällig schon, wie es heißt, hat die Züge einer restaurativen, biedermeierlichen Idylle.

23 Ebd., S. 164.

24 Vgl. Helmtrud Mauser, Schattenbilder des Lebendigen. Zu Günter de Bruyns „Neue Herrlichkeit“, in: Günter de Bruyn. Materialien zu Leben und Werk, hrsg. v. Uwe Wittstock, Frankfurt/M. 1991, S. 207–234.

Nach der Wende blieb die gewesene DDR weiterhin Stoff der Literatur – wie sollte es auch anders sein, war sie doch in vielen Fällen die erzwungenermaßen ausschließliche Erfahrungswelt derer, die da schrieben. Und traten einerseits DDR-nostalgische literarische Retrospektiven ans Licht der Öffentlichkeit – exemplarisch Erwin Strittmatters „Der Laden“ (Band 3), der mittlerweile an die 200 000 ostdeutsche Leser in Bann schlug (westdeutsche dagegen kaum) –, so wurden andererseits mehrere eindrucksvolle Bücher vor allem jüngerer Autoren veröffentlicht, aus denen Ingrim und Zorn gegen die als mißraten erfahrene Lebensform DDR spricht – eine Lebensform, zu der es seit 1961 keine Alternative mehr gab und die, gleichsam eingewachsen, als andauernde Kränkung wahrgenommen wird, über den Untergang der DDR hinaus. Eine Suche nach dem verlorenen Leben wird hier unternommen. Aber das meint weniger den Versuch, aus dem Gedächtnis entschwundene gelebte Vergangenheit wiederzuerinnern, sondern die literarische Recherche nach den Gründen eines *verlorenen* im Sinne von *geraubten Lebens* – geraubt von der Führungsschicht eines durch und durch ideologisierten, autoritären Machtstaats.

Ein einprägsames Beispiel hierfür ist Kurt Drawerts (geb. 1956) Prosatext „Spiegelland. Ein deutscher Monolog“ (1992). Das Buch stellt hartnäckig bohrend, ja geradezu verboht, aber zweifellos eindrucksvoll die altvertraute Frage nach den eigenen Kindheitsmustern: Wie bin ich so geworden, wie ich heute bin? Drawert unternimmt den Versuch, mittels „einer Sammlung fotografischen Empfindens“ eine „Hinterlassenschaft“ zu sichern – nicht zuletzt, um einmal vor den eigenen Kindern (denen das Buch „im Sinne einer Erklärung“²⁵ gewidmet ist) bestehen zu können. Im Mittelpunkt von Drawerts Blick zurück im Zorn, geboren aus dem Wunsch nach einer zweiten, endgültigen Abnabelung, steht der Vater, ein Polizeioffizier von der Kripo, dessen Blick „nicht auf die Menschen . . ., sondern . . . auf den Abgrund im Menschen gerichtet“ war; für den ‚die Wahrheit des Menschen‘ erkannt zu haben hieß: sie „überführt zu haben“²⁶. Ebendas ist die kindheitslange Erfahrung des Sohnes: ein Delinquent, ein ‚zu Überführender‘ zu sein.

Drawerts Durcharbeitung der familiären wie staatlichen DDR-Vergangenheit endet nicht mit dem Gestus des „Alles verstehen heißt alles verzei-

25 Kurt Drawert, Spiegelland. Ein deutscher Monolog, Frankfurt/M. 1992, S. 7f.

26 Ebd., S. 83f.

hen“. Er verharrt bei der unerbittlichen Beschreibung des Gewesenen. Nahe kommt ihm der verlorene Vater am ehesten dann einmal, wenn er vor den Trümmern seines eigenen Lebens steht. Am faszinierendsten ist der immer wieder neu ansetzende und doch in sich kreisende Text dort, wo er traumatische Kindheitsgeschehnisse gleichsam aus der wiedererrungenen Innenperspektive des Kindes von damals erzählt und dabei große Anschaulichkeit und Eindringlichkeit erreicht – z. B. wo es um den „Augenblick der Beschädigung der Stimme“ geht: die Geschichte des Kindes, das nicht wie sein Vater oder Großvater sprechen will und folglich das Sprechen ganz verweigert. Daraus resultiert das assoziative, parataktische Reihung, des ständigen Umkreisens und Wiederholens quälender Erinnerungsfragmente, durchsetzt zudem von Assoziationen aus der Zeit der Niederschrift 1990/91, beschert dem Leser eine so anstrengende wie lohnende Lektüre von beträchtlicher Sogwirkung. „Spiegelland“ zeigt, daß die DDR als literarisches Sujet wenigstens so lange virulent bleiben wird, wie noch Generationen leben, die von ihr tief geprägt sind.

IV. Verrückte Geschichten und entfesselte Sprache

Bislang war von Literatur aus der DDR die Rede, die weitgehend mimetisch die vorgefundenen widrigen Lebensverhältnisse und deren doppelte schreckliche Vorgeschichte beschrieb. Aber es gab seit den siebziger Jahren immer mehr Autoren, die diesen langwährenden ästhetischen Grundkonsens des kritischen Realismus verließen oder doch wenigstens zuweilen überschritten, indem sie der souveränen Fiktion, der kühnen Metapher, der Sprachphantasie zu ihrem Recht verhalfen.

In seinem Werk „Die Ordnung der Dinge“ hat Michel Foucault der (modernen) Literatur eine Sonderstellung unter den Diskursen eingeräumt. Moderne Literatur (Foucault nennt Nietzsche, Artaud, Bataille) unterscheidet sich von anderen Diskursen als repressiven Aussagesystemen, deren Funktion darin bestehe, eine bestimmte „Ordnung“ zu bestätigen, der sie ihre Kohärenz verdanken. Moderne Literatur sei nur bedingt dem rationalen Sprachgebrauch sowie dem Gebot der Kohärenz unterworfen und auf das Schema der Repräsentation reduzierbar. Sie zeichne sich durch radikale „Intransitivität“ aus, und in ihr offenbare sich die Sprache in ihrer „schroffen Existenz“.

Damit sei sie – in der Angst, Utopie und Spiel einen Platz hätten – potentieller „Gegendiskurs“ zum Leitdiskurs einer bestimmten gesellschaftlichen Ordnung in einer bestimmten gesellschaftlichen Epoche²⁷.

Foucaults Hypothese läßt sich, gewiß mit Vorbehalten, auf den Wandel des Verhältnisses zwischen dem System „realer Sozialismus“ und der Literatur in der DDR anwenden. Wesentliche Teile der DDR-Literatur lösen sich seit Mitte/Ende der sechziger Jahre von der Funktion, den politischen Offizialdiskurs zu bestätigen, und entwerfen Literatur als Gegentext, als Subversion des Leitdiskurses. Hierzu zähle ich Heiner Müllers Stücke, die Lyrik Erich Arendts, Günter Kunerts und mancher Autoren der „Sächsischen Dichterschule“ sowie Prosa von Fritz Rudolf Fries oder Christa Wolf, später auch von Ulrich Plenzdorf, Irmtraud Morgner, Volker Braun, Hans Joachim Schädlich oder Christoph Hein und manchen anderen.

Die Literatur verwirft in Schritten oder Sprüngen, behutsam oder aggressiv, die Doktrin des „sozialistischen Realismus“ und entwickelt Schreibweisen, die den Foucaultschen Bestimmungen des Gegendiskurses nahekommen. In der Prosa können sich von der Norm radikal abweichende, ‚verrückte‘ Erzählhaltungen durchsetzen, die die Jahrzehnte vorher erreichten Standards der modernen Prosa (z. B. in puncto Autoreflexivität, Diskontinuität oder Fabellosigkeit) wieder erreichen. Erzählgenres wie die phantastische Erzählung, die Grotteske oder die Warnutopie können sich bemerkbar machen, die noch bis Mitte der sechziger Jahre zum formalistisch-dekadenten ‚Unerbe‘ gezählt wurden.

In vergleichbarer Weise verwerfen Heiner Müller und Volker Braun mit ihren Theatertexten das klassizistische Erbe einer auf Totalität zielenden Fabel mit „rationaler Idee“ zugunsten einer Fragmentarisierung von Vorgängen, für die längst nicht mehr nur Brecht Pate steht. Vielleicht bewegt sich die Lyrik der DDR, zumal die der damals jungen Generation, am weitesten in Richtung eines vom Herrschaftsdiskurs abgekoppelten subversiven Gegendiskurses, indem die damals jungen Lyriker – Adolf Endler, Wolf Biermann, Sarah Kirsch, Karl Mickel, Volker Braun, Heinz Czechowski und andere – neue Sprech- und Schreibweisen erproben und im internen Dialog der „Sächsischen Dichterschule“ praktizieren, Sprechweisen der Intertextualität, der Redevielfalt, der Dialogizität,

²⁷ Michel Foucault, Die Ordnung der Dinge, Frankfurt/M. 1971, S. 365 f.

die dem monosemischen, affirmativen Sprachmilieu strikt zuwiderlaufen.

Hier sei exemplarisch auf ein frühes, damals noch einzigartiges Beispiel des neuen ‚verrückten‘, phantastischen Schreibens hingewiesen, das zugleich scharfe Kritik an der öden, zukunftslosen DDR-Wirklichkeit transportiert: *Fritz Rudolf Fries* (geb. 1935) Schelmenroman „Der Weg nach Oobliadooh“. Der Suhrkamp Verlag brachte ihn, auf die Vermittlung von Fries' ehemaligem Leipziger Studienkollegen Uwe Johnson hin, 1966 heraus, nachdem er in der DDR nicht erscheinen konnte. 1989 wurde er auch in der DDR veröffentlicht – freilich selbst dann noch mit einigen dem Autor verschwiegenen Zensureingriffen. – Fries' Roman wirkt auch aus dem Abstand von Jahrzehnten fremdartig, geradezu exotisch inmitten der gleichzeitig in der DDR entstandenen Literatur. Kein anderes Prosawerk der Zeit, vom Vorreiter Johnson einmal abgesehen, ist so unbekümmert um die immer noch geltenden Normen des „sozialistischen Realismus“ und seine Anforderungen an den Helden, keines so souverän in der Handhabung erzählerischer Mittel.

Fries' Roman, der um 1957/58 an verschiedenen Orten der DDR und in West-Berlin spielt, hat gewissermaßen gleich zwei fragwürdige, ja negative Helden: die beiden Freunde Paasch, den Zahnarzt, und Arlecq, den Schriftsteller (eine stark autobiographische Figur). Beide sind weder willens noch fähig, die in ihrer Gesellschaft für sie vorgesehenen Plätze einzunehmen und ein entsprechend genormtes, langweiliges Leben zu führen. Sie – beider Leidenschaft ist der Jazz – zieht es vielmehr in das „land of Oobliadooh“ und zu seiner „wonderful princess“, wovon die Jazzkomposition Dizzie Gillespies spricht. „Oobliadooh“ ist in diesem Buch Chiffre des erträumten, aber auch im andern deutschen Staat nicht realisierbaren Lebens. Aus West-Berlin kehren beide ernüchtert in die DDR zurück, freilich nicht, um nun endlich zielstrebig am Aufbau des Sozialismus mitzuarbeiten. Paasch landet in einer psychiatrischen Anstalt, Arlecq, zunächst ebenfalls dort, verläßt die Anstalt wieder „und trägt die Folgen“, was immer das heißen mag.

Kein anderer DDR-Autor hat sich je so hartnäckig dem Schema des Bildungs- und Entwicklungsromans verweigert wie Fries in „Der Weg nach Oobliadooh“. Vielmehr handelt es sich hier um sein Gegenmodell, eben den Schelmenroman, worauf schon der Name Arlecq (= Harlekin) verweist. Offenbar schien Fries, der die spanische Tradition dieses Romantyps bestens kennt und aus ihr über-

setzt hat (er hat von seiner Geburt bis 1942 in Spanien gelebt), der pikarische Held, der nicht zum normgerechten Verhalten verpflichtet ist, nicht Partei zu ergreifen und nichts zu lernen braucht, am ehesten geeignet, das Verhältnis von Individuum und DDR-Gesellschaft literarisch zu pointieren. Es dauerte bis weit in die siebziger Jahre hinein, daß andere DDR-Autoren ähnlich souverän, spielerisch und produktiv mit überkommenen Erzählmustern umgehen lernten wie Fries. Hier ist vor allem Irmtraud Morgner mit ihren historisch-mythologisch-phantastischen Romanen „Trobadora Beatriz“ und „Amanda. Ein Hexenroman“ zu nennen.

Seit den späten siebziger Jahren schrieb dann eine junge, nicht mehr etablierte und in das Projekt Sozialismus integrierte Autorengeneration, der solche Schreibhaltungen schon selbstverständlich geworden waren und die sich programmatisch als subversiv im Sinne Foucaults verstand (indem sie sich z. B. häufig auf ihn als theoretischen Inspirator bezog). Sie setzt jetzt auf eine Ent-Fesselung der Sprache in einer Radikalität und Ausschließlichkeit, die der DDR-Literatur bislang fremd war. Das geschieht auf dreierlei Weise. Die geläufige, die herrschende Sprache wird zunächst kritisiert, weitergehend: dekonstruiert. Damit einhergehend wird die Sprache als Spiel-Zeug entdeckt, aus dem heraus ein anderes, ein befreites Sprechen ‚generiert‘ werden kann. Schließlich wird die poetische Sprache, über ihre destruktiven und nur spielerischen Anteile hinaus, zu einer Gegen-Sprache in Opposition zur Herrschaftssprache entfaltet. Sie will, mit Heiner Müller zu sprechen, einen Diskurs in Gang setzen, der „nichts ausläßt und niemanden ausschließt“²⁸. Dieser Anspruch manifestiert sich auf der Ebene poetologischer Konzepte, die die Doktrin des „sozialistischen Realismus“ nun nicht mehr nur verbessern, erweitern oder radikal verändern wollen, sondern sie endgültig sprengen.

Beredete theoretische Sprecher einer emphatisch auf Gegensprache gegründeten Literatur waren schon die um 1940 Geborenen Elke Erb, Wolfgang Hilbig und Gert Neumann, denen jetzt die etwa fünfzehn bis zwanzig Jahre Jüngeren Uwe Kolbe, Bert Papenfuß-Gorek, Jan Faktor, Rainer Schedlinski, Stefan Döring und – als Begabtester und Außenseiter unter Außenseitern – Durs Grünbein folgten. Viele dieser Autoren gingen zunächst von einer Zersetzung des gegebenen ideologischen Sprachmaterials zu seiner gezielten Chaotisierung und Verballhornung über. Im Sinne der generati-

28 Heiner Müller, *Der Schrecken* die erste Erscheinung des Neuen, in: ders., Rotwelsch, Berlin (West) 1982, S. 98.

ven Transformationsgrammatik wurde Sprache als ein regelhaftes und zugleich unausschöpfliches, unbegrenzt erweiterbares System begriffen, aus dem heraus permanent „generiert“ und das dann Gegebene weiter transformiert werden kann – bis hin zu Neologismen, deren denkbare Anzahl unendlich ist. So übten sich die jungen Dichter im „Betasten des Materials“, vertieften sich in das „Periodensystem der Wörter“ (Velimir Chlebnikow), um aus ihm heraus ihre individuelle Gegen-sprache freizusetzen. Das festgefügte Syntagma weicht der Gleichzeitigkeit eines mehrdimensionalen Sprechens. Wortpermutationen und -kombinationen, Neologismen, Alogizität bestimmen die Texte; eine „antigrammatische Grammatik“ (Helmut Heißenbüttel) entstand. Bis zum Ende der DDR wurde eine Vielzahl von Techniken des Wort-Spiels kreiert, die nicht nur doppeldeutige, sondern vieldeutige Texte entstehen ließ, zu denen Adolf Endler nicht zufällig die Bilder M. C. Eschers assoziierte. Ein Beispiel von *Stefan Döring* (geb. 1954) für viele:

*wortfege
weinsinnig im daseinsfrack
feilt an Windungen seiner selbst
wahllässig er allzu windig

im gewühl fühlt er herum
und windet sich nochmal heraus
fund, kaum geborgen, bloss wort

wasser, lauernd, von wall zu wall
die spiegel mit fellen überzogen
wetter, uns umschlagend, dunst

die gewährten fegt es hinüber
die bleibenden gefahren erneut
der sich herausfand währt dahin²⁹*

Hier sind, über die durchgängige Vertauschung von f und w, (mindestens) zwei Gedichte in einem entstanden. Dem Leser öffnen sich (sofern er dazu bereit ist) mittels der „wortfege“ Dörings ‚Fort-wege‘ aus der befestigten Sprache heraus in ein Land der unbegrenzten Sprech-Möglichkeiten.

Natürlich handelt es sich hier um Grenzüberschreitungen aus dem über Jahrzehnte vertrauten Gelände der DDR-Literatur heraus. Die Nach-Wende-Zeit hat solche Grenzüberschreitungen beflügelt, aber im Grunde nur bestätigt, was vor 1989 schon galt: Bereits damals gab es längst kein homogenes Feld DDR-Literatur mehr, sondern eine Vielfalt affirmativer, emanzipativer und subversiver Schreibkonzepte. Und weil Mentalitäten und Welt-Anschauungen nicht automatisch mit dem Untergang von Staatswesen (wie der DDR) zu bestehen aufhören, sondern sich, zumal bei Älteren, nur langsam und unter Schwierigkeiten ändern, entsteht natürlich auch heute noch die alte, festhaltende, ‚ostalgische‘ DDR-Literatur, die ein breites Publikum findet.

Niemand kann, glücklicherweise, dekretieren, was *die* eigentliche DDR-Literatur (gewesen) sei. Für die einen ist es Hermann Kant und Erik Neutsch, für die andern Christa Wolf und Heiner Müller, für die dritten Hans Joachim Schädlich und Wolfgang Hilbig. Mein Plädoyer gilt dem großen Spektrum all jener Literatur aus der DDR, die als kritisches Gedächtnis einer fragwürdigen Vergangenheit wie als ästhetisch erfindungsreicher Gegentext durch andere historische Dokumente und Medien schlechterdings nicht zu ersetzen ist.

²⁹ Stefan Döring, *Heutmorgestern*, Berlin (DDR) 1989, S. 103.

Demokratie braucht Literatur

Vom deutschen Umgang mit erzählender Literatur

I.

These 1: Der spezifische Umgang mit der erzählenden Literatur ist Ausdruck unserer neuen Beliebigkeitskultur. Infotainment macht Literaten zu Showstars und degradiert ihre Texte zur politikfernen Ware.

Erzählende Literatur ist oft eine Angelegenheit von Minderheiten geblieben¹. Vom ersten Roman Martin Walsers *Ein Flugzeug über dem Haus*, für den er immerhin den Preis der Gruppe 47 bekam, wurden im ersten Jahr 509 Exemplare verkauft. Der Geschmack der Mehrheit zielte seit jeher auf Unterhaltung und Triviales. Die drei erfolgreichsten deutschsprachigen Autoren dieses Jahrhunderts belegen dies: Auf Platz 1 Johannes Mario Simmel *Es muß nicht immer Kaviar sein* mit 64 Millionen in deutscher Auflage; Platz 2 Heinz G. Konsalik *Der Arzt von Stalingrad* (52 Millionen); Platz 3 Utta Danella, *Stella Termogen* (49 Millionen)². Trotz Anstieg der Buchproduktion auch im Segment der erzählenden Literatur lesen die Deutschen immer weniger: Die durchschnittliche Lesezeit derjenigen, die angeben, gerade ein Buch gelesen zu haben, betrug 1993 immerhin noch eine Stunde³. 89 Prozent der Befragten interessieren sich am meisten für Unterhaltungsliteratur; 86 Prozent favorisieren Ratgeber-Bücher.

Das „Leseland DDR“ war offenbar nicht nur ein propagandistischer Mythos. Nach wie vor wird in den neuen Bundesländern mehr gelesen als im Westen – auch wenn die überwiegende Zahl der Ostdeutschen heute angibt, nicht mehr so viel Zeit zum Lesen zu haben wie früher.

1 Vgl. Zahlenangaben bei Siegfried Unseld, *Literatur im Abseits? Polemische Antworten eines Verlegers*, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ) vom 18. 8. 1993.

2 Auflistung der 15 erfolgreichsten Autoren nach bestverkauften Titeln in: Focus, 1993, Nr. 39, S. 108.

3 Vgl. Umfragedaten bei Stiftung Lesen (Hrsg.), *Leseverhalten in Deutschland 1992/93. Repräsentativstudie zum Lese- und Medienverhalten der erwachsenen Bevölkerung im vereinigten Deutschland*, Mainz 1993.

Der Literat als Schmuck

Die Rolle des Literaten in der Bundesrepublik sowie der Stellenwert der erzählenden Literatur ist durch keine buchhalterischen Quantifizierungen zu vermessen⁴. Mehr Bücher, aber weniger Lektüre – wie paßt das zusammen? Wenn die durchgestylt und zeitgeistgemäß eingebundenen Romane von den sogenannten großen Autoren in vielen Wohnzimmerregalen ungelesen stehen, dann bedeutet das zuallererst: Wir schmücken uns in Wirklichkeit nicht mit den Werken, sondern mit den Autoren.

Als prompte Poeten gehören einige Schriftsteller überdies seit Jahren zur schnellen Eingreiftruppe des Feuilletons. Schriftsteller-Statements sind populär: Martin Walser, vor der wild-romantischen Kulisse des Bodensees, spricht über transatlantische Beziehungen. Günter Grass bewertet kritisch den Somalia-Einsatz der Bundeswehr. Hans Magnus Enzensberger kommentiert die Arbeitslosenstatistik aus Nürnberg. Redaktionen schmücken sich dabei weniger mit der Kompetenz der Literaten, als mit ihrer Prominenz. Ihr Statement erhält Gewicht, weil in der neuen Unübersichtlichkeit und Beliebigkeit inhaltliche Maßstäbe fehlen⁵. Der Boulevardisierung der Medienlandschaft begegnen wir mit einer Ästhetisierung des Buchrückens: schöne Bücher für schöne Wohnzimmer. Das ist offenbar die Antwort der Bildungsbürger auf die strukturelle Analphabetisierung unserer Gesellschaft. Mit der Ästhetisierung verschwindet jedoch auch der politische Gehalt⁶.

Wir verwerten die Schriftsteller „live-haftig“⁷. Das Wort tritt vor dem Bild zurück; Text-Häppchen

4 Zur Rolle der Intellektuellen vgl. Martin Greiffenhagen, *Propheten, Rebellen und Minister. Intellektuelle in der Politik*, München 1986.

5 Dazu soziologisch und kommunikationswissenschaftlich Jürgen Habermas, *Die neue Unübersichtlichkeit*, Frankfurt/M. 1985, und Mathias Horx, *Trendbuch*, Bd. 1 und 2, Düsseldorf 1995.

6 Vgl. dazu Bernd Guggenberger, *Das Verschwinden der Politik*, in: *Die Zeit* vom 7. 10. 1994, Nr. 41, S. 65.

7 Vgl. Peter von Becker, *Die Welt als Bordell. Der letzte Schritt zum Bürgerkrieg in den Medien*, in: *Süddeutsche Zeitung (SZ)* vom 17. 3. 1993.

werden als *eye-catcher* vermarktet: Stets kleine Blöcke, nur nichts Langes und Schweres, denn das versteht die breite Masse nicht; alles ist zum antippenden, halbbewußten Schnellerfassen: *fast-food*. Daran haben wir uns gewöhnt, während in anderen Ländern Literaten als Präsidentschaftskandidaten antreten.

Auffallen um jeden Preis

Immer dann, wenn die großen Literaten das angestammte Terrain verlassen, haben sie die größte Wirkung. Wer liest schon auflagenschwache Kulturzeitschriften? Der polemische Essay, das freche Pamphlet im „Spiegel“ oder „Focus“ zeigt (neben den finanziellen Vorteilen für die Autoren) die gewünschte Wirkung. Der Veröffentlichungsort ist relevant, nicht so sehr der Text: Wer hat schon den „Anschwellenden Bocksgesang“ von Botho Strauß im „Spiegel“⁸ vollständig gelesen? Wer liest noch das Buch von Peter Handke, wenn er die Kurzfassung in der Süddeutschen Zeitung unter dem Titel „Gerechtigkeit für Serbien“⁹ bereits kennt?

Literaturkritik oder das Hören und Sehen aus zweiter Hand

Längst bestimmt nicht mehr die Literatur unser Bild von Literatur, sondern die Literaturkritik¹⁰. Das Fernsehen hat sich mit seinen Formen der Vermittlung verselbständigt: Schnelligkeit und Prominenz bestimmen den Marktwert, nicht die Qualität der Kritik. Noch vor der Auslieferung in die Buchläden muß die Meinung des Chef-Kritikers vorliegen. Hinzu kommt – auch unter Vermarktungsgesichtspunkten – die Flut von Literaturpodien. Wir reden über Bücher, ohne sie gelesen zu haben. Dieses Reden ist zumeist medial entrückt und flüchtig im Gegensatz zum festen Text des Romans. Der Fernsehkritiker wirkt durch das Gesprochene, nicht durch das Geschriebene Wort. Er ist kein Schriftsteller, sondern Unterhaltungsstar. Er macht junge Literaten beim leisesten Genieverdacht zu neuen Stars und vice versa. Das sind die Regeln der Talkshow-Belletristik¹¹.

8 Abgedruckt in: Der Spiegel, 1993, Nr. 6, S. 202 ff.

9 Abgedruckt in: SZ vom 5./6. und 13./14. 1. 1996.

10 Vgl. Sibylle Cramer, Kreuzzüge und Kahlschläge deutscher Kritiker. Zur rituellen Funktion und politischen Dimension von Todesanzeigen, die deutsche Literatur betreffend, in: SZ vom 9. 11. 1994; Willi Winkler, Die Entdeckung der Schnelligkeit. Sechs Kapitel zum Literaturbetrieb, in: Die Zeit vom 6. 10. 1995, Nr. 41.

11 Details bei Hubert Winkels, Die Vernichtung der Schrift, in: Die Zeit, Nr. 49 vom 3. 12. 1993, S. 66.

Debatten über Debatten

Es ist die Inszenierung des Disputs, die nachwirkt, nicht der Inhalt. Die anstößige Wortmeldung eines prominenten Intellektuellen wird – nach einer zumeist eher flüchtigen inhaltlichen Auseinandersetzung – zum Symptom für besorgniserregende Tendenzen des Zeitgeists hochstilisiert. Im Falle der Wortmeldung eines Gesinnungsfreundes steigert sich die Besorgnis und Empörung¹². Zwar gehört diese Praxis zum Repertoire der habituellen Intellektuellenfehde, doch verleiht die Epochenwende von 1989 den anschwellenden Debatten einen besonders unversöhnlichen Charakter¹³. *Ein weites Feld* von Günter Grass lieferte ein gutes Beispiel: Die Debatte über die Debatte, nicht jedoch der Text des Buches – schon gar nicht literaturästhetische Gesichtspunkte – bestimmte das Deutschlandbild für einige Wochen im In- und Ausland. Mitunter sprach man erneut von einem deutschen Sonderweg der Literaturkritik. Ein Bewertungsmuster kehrte dabei stereotyp wieder: Kampagnen und Empörungen schwellen an, sobald sich an das schlimmste deutsche Kapitel des Nationalsozialismus anknüpfen läßt.

II.

These 2: Die deutsche Teilung wies den Literaten Rollen und Themen zu. Seit der staatlichen Einheit haben sie diese eingeübt. Ihre Marktnische als kritische Repräsentanten und Gewissen der bundesrepublikanischen Identität ging mit der deutschen Einheit verloren.

In Deutschland fand eine Revolution statt – die Literaten können sagen, sie sind nicht dabei gewesen¹⁴. Das muß man allerdings differenzieren: Einige DDR-Schriftsteller schlüpfen zumindest in einer frühen Phase des Umbruchs bis Dezember 1989 in die Rolle von Revolutionären auf öffentlichen Bühnen. Doch ihr Engagement galt mehr der Freiheit als der Einheit. Indem sie – parallel zu einigen westdeutschen Autoren – die staatliche Vereinigung öffentlich ablehnten, manövierten sie sich selbst als revolutionäre Elite schließlich ins

12 Dazu Tobias Claudius Wiethoff, Überlebensstrategien deutscher Intellektueller nach der Wende von 1989 (unveröffentlichtes Manuskript, Wiesbaden 1994).

13 Vom „Krieg der Intellektuellen“ spricht Hermann Schwengel, Freunde und Feinde, in: Die neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte, (1992) 2, S. 162–168.

14 Vgl. Ulrich Greiner, Keiner weiß mehr, in: Die Zeit, Nr. 46 vom 10. 11. 1989, S. 73.

Abseits. Politisch trafen sie, ebenso wie andere Dissidenten, die falschen Entscheidungen, verfehlten sie die vorherrschende Stimmung¹⁵. War zu DDR-Zeiten der geschickte Widerspruch und die Ermutigung gegen das System für den Leser im sogenannten Leseland lebenswichtig – und wurde dementsprechend das spektakulär Politische im Westen oft über den literarischen Anspruch erhoben –, so veränderte sich nun der Stellenwert des Geschriebenen. *Was bleibt*, diese Erzählung von Christa Wolf, war der exemplarische Kulminationspunkt des Literaturstreits 1990 und der Bewertung von DDR-Literatur und DDR-Literaten aus westdeutscher Sicht¹⁶.

Im Bewußtsein der Leser verkörperten die Literaten in der DDR immer eine Gegen-Elite zum SED-Regime. Sie erfreuten sich damit einer doppelten Aufmerksamkeit in West wie in Ost. Indem westdeutsche Kritiker während des Schriftstellerstreits 1990 aber gerade diese Funktion zur Diskussion bzw. in Frage stellten, stießen sie die Autoren gleichzeitig – gewollt oder ungewollt – vom überhöhten Podest. Die ehemalige DDR-Literatur ist inzwischen – ebenso wie die ehemalige Bürgerbewegung – ein politischer Markenartikel von hohem, jedoch überwiegend historischem Wert. Da beim Streit um Kurse in der Regel die Mehrheiten und nicht die Minderheiten entscheiden, verloren die DDR-Literaten ihren politisch bedingten Bonus, der nach der Wende schnell aufgebraucht war. Sie haben, wie alle Ostdeutschen, aus westdeutscher Sicht den Status des Besonderen längst verloren.

Aber auch die Literaten der Bonner Republik haben durch die deutsche Einheit weiter an Einfluß verloren. Zunächst hatten sie – ebenso wie die meisten anderen Exponenten der Deutungskultur – als Orientierungsexperten nichts anzubieten. Zeiten des Umbruchs sind normalerweise Zeiten gesteigerter intellektueller Präsenz. Doch mit dem politischen Wandel erfolgte nicht sprachlicher Wandel, sondern es stellten sich eher Stummheit und Begrenztheit ein¹⁷.

15 Zuletzt dazu Paul Noack, Abschottung von der politischen Wirklichkeit. Intellektuelle hüben und drüben, in: Ralf Altendorf/Eckhard Jesse (Hrsg.), *Das wiedervereinigte Deutschland*, Düsseldorf 1995, S. 307–323.

16 Vgl. Karl-Rudolf Korte, *Über Deutschland schreiben*. Schriftsteller sehen ihren Staat, München 1992, S. 75 ff.; Thomas Anz (Hrsg.), *Es geht nicht um Christa Wolf*. Der Literaturstreit im vereinten Deutschland, München 1991.

17 Vgl. Paul Noack, *Deutschland, deine Intellektuellen*. Die Kunst, sich ins Abseits zu stellen, Stuttgart u. a. 1991; Paul Gerhard Klussmann, *Antworten der Literatur auf den Prozeß*

Wichtiger bleibt jedoch, neben diesem situationellen Versagen, daß die Literaten durch die Einheit ihre Rolle als Repräsentanten bundesrepublikanischer Identität verloren haben¹⁸. Nur wenige schrieben in all den Jahrzehnten unmittelbar über die Deutsche Frage als Problem der gewaltsamen Teilung einer Nation in zwei Staaten¹⁹. Doch zum Selbstverständnis kollektiver Identität der Deutschen gehörten immer auch diese nationalen Fragen: Wer sind wir? Wohin gehören wir? Wohin gehen wir? Ihre Thematisierungsbrisanz lag in der weitgehenden Tabuisierung der Teilung und der Aktualisierung der nationalsozialistischen Vergangenheit Deutschlands begründet. Westdeutsche Identität lebte auch von der negativen Vergleichsgesellschaft der DDR. Die Teilung ist aufgehoben, und der Nationalsozialismus als wichtigster Referenzpunkt unseres Geschichtsbewußtseins verliert seine alles überformende Prägung. Was bleibt da noch für Literaten, die früher im Westen dazu aufriefen, Brücken zu schlagen und Verständnis für die andere Seite aufzubringen?

Trotz der zum Teil massiven Kritik an der Bundesrepublik schufen die Romane Ende der fünfziger, Anfang der sechziger Jahre eine auch international anerkannte Legitimation der westdeutschen Gesellschaft. Besonders die Gruppe 47 war aus heutiger Sicht eine Produktionsstätte westdeutscher Identität. Die Gruppe kanonisierte und repräsentierte Literatur, die gerade durch die Kritik am restaurativen Klima international zum Anwalt der Nation und zum Repräsentanten wider Willen avancierte. Bei einem demokratisch verlässlichen Partner, wie ihn die Bundesrepublik darstellte, eingebunden in den Westen und wohlstandssaturiert, wartete die Weltgemeinschaft nicht mehr auf kritisch-warnende Deutschlandbilder. Die Anwaltschaft der Literaten für universalistische Prinzipien verlor an Strahlkraft. Rückwärtsgewandt erklärten sie im Prozeß der Vereinigung nunmehr Bonn zum Sinnbild eines demokratischen Wunderlandes²⁰. Plötzlich stand Bonn für Modernität, westliches Demokratiemodell, europäische Einbindung. Die Dauerkritiker

der deutschen Vereinigung, in: Dieter Voigt/Lothar Mertens (Hrsg.), *Umgestaltung und Erneuerung im vereinten Deutschland*, Berlin 1993, S. 151–165.

18 Vgl. den Überblick dazu bei Gerd Langguth (Hrsg.), *Autor, Macht, Staat. Literatur und Politik in Deutschland*. Ein notwendiger Dialog, Düsseldorf 1994.

19 Beispiele dazu bei Karl-Rudolf Korte, *Der Traum vom anderen Deutschland*. Schriftsteller leiden am deutschen Weg, in: *Deutschland Archiv*, 27 (1984) 9, S. 958–962.

20 Vgl. Claus Heinrich Meyer, *Kleines Zimmer – großer Schatz*, in: *SZ* vom 15. 6. 1991; Beispiele bei K.-R. Korte (Anm. 16), S. 83 ff.

verklärten so im Umbruch die Bonner Demokratie, die nun offenbar nicht mehr bieder, provinziell, klerikal, korrumpierbar war. Der Schriftsteller Patrick Süskind skizzierte den Wandel so: „Das Verhältnis zu dem Staat, in dem wir lebten, war zunächst zurückhaltend skeptisch, später aufmüpfig, dann pragmatisch, und zuletzt vielleicht sogar von distanzierter Sympathie geprägt.“²¹

III.

These 3: Romane sind die einfühlsamen Berichte zur Lage der Nation. Als Souffleure des Zeitgeistes lieferten die Literaten mit ihrer Prosa – und nicht mit ihren Statements – Zeitdiagnose. Ihre Revue an Deutschlandbildern enthält in kondensierter Form die politische Brisanz der Vereinigung.

Die erzählende Literatur zum Deutschland-Thema hält durchaus einen wichtigen Platz; sogenannte Epochenromane sollte man dabei jedoch nicht suchen²². Den Epochenroman zwischen Wende und Einheit kann es wohl noch nicht geben – und wenn, dann mindestens zwei: nämlich einen aus West- und einen aus Ostperspektive. Epochenromane als Gesamtpanorama der gesellschaftlich-politischen Strömungen können angesichts unserer vielschichtigen Wirklichkeit heute nicht mehr entstehen. Die „neue Unübersichtlichkeit“ läßt kein Porträt der Gesellschaft als Ganzes mehr zu. Das war in den fünfziger und Anfang der sechziger Jahre noch anders. Deshalb konnten die großen Zeitromane von Böll, Grass, Johnson oder Lenz entstehen²³. Eine auch politisch bündelnde, richtungsweisende Literatur kann es dagegen im Zeitalter der Postmoderne nicht mehr geben, in der Individualisierung, Pluralisierung, aber auch Ästhetisierung und Moralisierung geistig-universale Perspektiven verkürzen.

Geht man jedoch etwas bescheidener ans Werk, so lassen sich zu zentralen Politikfeldern im Umfeld des Deutschland-Themas durchaus literarische Beispiele finden. Wenn im Privaten auch das Politische steckt, dann deuten Figurenkonstellationen und Motivstrukturen in der erzählenden Literatur treffsicher auf diese subjektive Dimension von

Politik. Einige exemplarische Beispiele aus der Zeit vor und nach dem Umbruch sollen das dokumentieren:

Das alte Leiden an Teilung und Trennung

Thomas Mann stellte 1946 eine Auswahl seiner Tagebucheinträge aus den Jahren 1933/34 unter das Motto „Leiden an Deutschland“. Was er in den Anfängen des Dritten Reiches täglich erlebte, hielt er darin fest. Sein Leiden an Deutschland war auf das politische Unrechtsregime ausgerichtet. Das kontinuierliche Wehklagen über die deutsche Nation durchzieht schon immer die deutsche Literatur und verbindet sich mit romantischem Weltschmerz. Da macht Thomas Mann ebensowenig wie Martin Walser eine Ausnahme. Wenn heute Schriftsteller vor den Fernsehkameras Frage und Antwort stehen, bekommen wir in der Regel Passionsgeschichten zu hören. Sie klagen und beschweren sich, sie schmolten und leiden – teils larmoyant, teils würdevoll. Und meist wissen sie auch die Institution zu benennen, die an ihrem Unglück schuld ist. Deutschlandbücher der „Warnliteratur“ gehören in die spezifisch deutsche Tradition. In ihnen erfahren wir unsere Geschichte stets als einen in sich widerspruchsvollen Prozeß, zu dem die Literatur vornehmlich die Leidenszeugnisse liefert.

Das individuelle Leiden an der Teilung der Nation durchzieht leitmotivisch seit den fünfziger Jahren zahlreiche Romane in der Bundesrepublik Deutschland und der DDR. In der DDR gab es kaum ein anerkanntes Werk der Literatur, das die Fragestellung nach der deutschen Identität nicht in einer spezifischen Form einbezog. Drei Beispiele sollen dies illustrieren. In *Mutmassungen über Jakob* (1959) von Uwe Johnson – in der DDR geschrieben, aber nur im Westen zeitgleich mit seiner Übersiedlung veröffentlicht – rückt die Heimatlosigkeit des Eisenbahners Jakob Abs in der DDR und die Fremdheit im Westen in den Mittelpunkt. Jakob kommt unter ungeklärten Umständen ums Leben. Beide Herrschaftssysteme demaskieren sich gegenseitig: die Russen, indem sie den Ungarnaufstand niederschlagen; der freie Westen, indem er sich zum Suez-Abenteuer hinreißen läßt. Stasi-Drohung, IM-Berichte, Konflikte zwischen Bleiben und Republikflucht – das sind die Themen dieser bedrückenden Erzählung.

Auch in seinem Roman *Zwei Ansichten* (1965) greift Johnson zum zeitgeschichtlichen Hintergrund, um an Einzelschicksalen die Teilungsproblematik zu dokumentieren. Hier ist der Bau der Berliner Mauer Mittelpunkt. Christa Wolf hat die

21 Patrick Süskind, Deutschland – Eine Midlife-crisis, in: Der Spiegel, 1990, Nr. 38, S. 116–125.

22 Vgl. dazu Gustav Seibt in der FAZ vom 25. 6. 1994; ferner Ludger Lütkehaus, Noch einmal „Piep“, in: Die Zeit, Nr. 4 vom 19. 1. 1996, S. 53.

23 Überblicke und Beispiele bei K.-R. Korte (Anm. 16).

Birnbaum zu pflanzen und mit den Ribbeckern die neue deutsche Einheit zu feiern. Da wird kein Klischee ausgelassen. Der Beschwerdebericht des Ich-Erzählers enthält praktisch nur Enttäuschungen angesichts der Eingemeindung der ehemaligen DDR durch die vormalige Bundesrepublik. Der Westautor Delius überzeichnet hier spektakulär die aus seiner Sicht atemlose Inbesitznahme Ostdeutschlands durch den Westkommerz, der die Westdeutschen zu Marionetten des Wirtschaftssystems degradiert hat. Mitgefühl der „Wessis“ gegenüber den „Ossis“ taucht nur als verkleidete Arroganz auf. Es ist eine Fundgrube an auferstandenen Feindbildern von Ost und West, von der besserwisserischen Arroganz und der Raubgier neokolonialer Herrenmenschen hier, von Arbeitsscheu, Wehleidigkeit, anmaßendem Einfordern immer größerer Unterstützung dort. Andererseits – und leicht ironisch – zeigt Monika Marons *Zonophobie* (1992), wie man sich als Leidtragender an der zerstörten Idylle hüben und drüben fühlt.

Transformation, Einheits-Alltag und Geschichtskonstruktionen

Die Teilung war in der Argumentation vieler Literaten eine Folge deutscher historischer Schuld. Wenn die Teilung nun nicht mehr besteht, wird somit am Ende die Wiedervereinigung selbst wieder zur Schuld, die künftiges Unheil in sich birgt. Günter Grass hat mit seinem Buch *Ein weites Feld* (1995) diese Stimmung gebündelt zum Ausdruck gebracht. Es ist das Vermächtnis der sogenannten alten Linken in der Bonner Republik, die der Einheit nie etwas abgewinnen konnten, da sie die Vokabeln „Nation“ und „Deutschland“ stets mit dem Topos „Großdeutschland“ assoziierten. Insofern ist auch dieses Buch ein genaues Abbild der verbreiteten einheitskritischen Haltung vieler Literaten. Grass' Geschichtskonstruktion, die gezielt nicht der genauen Beobachtung entspricht, sondern ein Abbild seiner politischen Wahrnehmung darstellt, ist legitim. Nicht als verlässliche Quelle historischer Abläufe, doch als politisches Vermächtnis eines für die Bonner Republik typischen Denkmusters.

Konkreter und origineller gehen andere vor. Helga Königsdorf läßt *Im Schatten des Regenbogens* (1993) eine Wohngemeinschaft mit der Einheit hadern. Der Alltag bleibt grau und trist. Anders bei Hanns-Josef Ortheil. Aus Westsicht hat er erneut private Erfahrungen und zeitgeschichtliche Abläufe romanhaft verarbeitet. *Blauer Weg* (1996) zeichnet vom Mauerfall bis zum Jahr 1995 individuelles Erleben der Einheit nach. Seine Spurensuche verklärt nichts. Die Gelassenheit und Unbe-

kümmertheit des „Wessis“ als Zuschauer des Umbruchs spiegelt Ortheils Protagonist. Anders im Buch von Volker Braun *Wendehals* (1995), das sich eher, wie Loest, exemplarisch einer Stadt zuwendet. Diesmal ist es Berlin. Die Stadt dient ihm als Kulisse für die Veränderungen, die das ICH und das ER in der Unterhaltung des Buches durchlaufen. Witziger und ironischer hat sich da Thomas Brussig eingelassen. *Helden wie wir* (1995) packt das Einheitspektakel und die Folgen in eine Satire. Immerhin stürzt der Held des Romans eigenhändig die Berliner Mauer um.

Das dient gewiß nicht der Rekonstruktion von tatsächlichem Regierungshandeln. Doch Zeitdiagnose steckt auch in Stimmungen, die sich in der Literatur widerspiegeln. Dafür muß man zwangsläufig Westautoren und Ostautoren parallel lesen. Solange der politisch-kulturelle Unterschied zwischen alten und neuen Bundesländern größer ist, als derjenige zwischen den regionalen Besonderheiten einzelner Bundesländer, kann kein Roman mit gesamtdeutschem Anspruch überzeugend entstehen. Insgesamt haben die Schriftsteller noch nicht den Blick für die Zukunft des Einheitsalltages, können ihn wohl auch noch nicht haben. Die Wahrheitssuche mit den Mitteln der Sprache bleibt bislang in den Vergangenheitsprojekten stecken. Vielleicht hängt das damit zusammen, daß Untergänge literarisch ergiebiger sind als Siege.

IV.

These 4: Lesen ist der Königsweg für Wissenserwerb. Literatur setzt die Wirklichkeitserfahrung in Sprache um. Die lesende Erfahrung mit erzählender Literatur wappnet gegen totalitäre Ansprüche und liefert Rüstzeug für komplexe Identitäten.

Am Anfang war das Wort, nicht das Bild. Spracharm, im Sinne inhaltsleerer, beliebig austauschbarer Phrasen und bildsüchtig – so kann man im Gegensatz dazu unsere Gegenwart charakterisieren. Die Omnipräsenz der Bilder macht ihre Aussagen zumeist unumkehrbar.

Demokratiestiftende Funktionen des Lesens

Wo Bilder wirken, entfalten sie eine Macht, die mit Worten nur schwer aufzuhalten oder zu korrigieren bzw. zu differenzieren ist. Der erzählenden Literatur erwächst angesichts des Machtzuwachses der Bilder im Zeitalter computerisierter Kommu-

nikation eine demokratiestiftende Funktion. Sie setzt das zweifelnde, fragende, rasonierende Denken neben die Fähigkeit zum Umgang mit standardisierter Information²⁷. Individuell kann sich der einzelne dem suggestiven Wahrnehmungs- und Erklärungs-Reflex des Fernsehens entziehen, falsche oder manipulierte kollektive Bilder entlarven. Natürlich kann auch Belletristik manipulieren, irren. Doch nur die lesende Informationsaneignung wappnet den Bürger gegen die Gleichsetzung, daß Wissen und Information identisch seien.

Für Platon hieß Wissen „erkennen, was eine Sache ist“. Das „was“ hieß immer auch: „wozu ist es bestimmt“. Nur referentielle Informationsverarbeitung, wie es der Vorgang des Lesens bewirkt, schafft ein Gerüst für das eigentliche Wissen, das intellektuelle Fähigkeiten wie Phantasie, Kreativität oder Abstraktionsgefühl erst ermöglicht²⁸. Literatur ist zwar kein Gegenbegriff zur Information, aber das Versprechen auf eine ständige Quelle von Information.

Gesellschaftspolitische Funktionen der erzählenden Literatur

Schreiben heißt Benennen von Wirklichkeit. Denn das sprachliche Zeichen ist das Medium der gesellschaftlichen Konstruktion von Wirklichkeit²⁹. Beim Schreiben geht es gleichzeitig um Kommunikation und Interaktion³⁰. Aus dem gleichgerichteten Habitus der Schriftsteller wie der Politiker, sich zu „veröffentlichen“, schaffen die Literaten immer wieder Sprachbilder, die auch Wirklichkeiten bilden. Literatur ändert so unser Verhältnis zur Welt, ohne damit gleichzeitig den Anspruch zu erheben, daß sich mittels Literatur auch die Verhältnisse ändern.

Neben dieser kritischen Gegenwartsorientierung und einem fraglos wichtigen Unterhaltungswert gibt es weitere Funktionen³¹: Literatur hat nicht

nur eine aufklärende, sondern auch eine konservierende Funktion. Sie schützt vor Vergessen und ist Aufbewahrungsort für Erfahrungen. Die Dominanz der alten Bundesrepublik gegenüber den neuen Bundesländern läßt zumindest in der erzählenden Literatur Spielraum, um in dieser Aufbewahrungs- und Verarbeitungsart Betroffenheiten zu artikulieren. Die Belletristik ist ein einzigartiger Speicher, eine Spuren-Fundgrube, eine Sammlung von Erlebtem und Gedachtem.

Literatur kann schnell altern, aber auch helllichtig sein. So kann der richtige Gebrauch von Literatur manchmal auch vor Fehlurteilen und Überraschungen schützen. Ein Beispiel dazu: Schon in *Jahrestage* berichtet Uwe Johnson über die Existenz der erst 1990 entdeckten Todeslager auf dem Gebiet der ehemaligen DDR. Präzise beschreibt Johnson darin das Todeslager Fünfeichen bei Neubrandenburg, die Namenslisten der Opfer, die grausamen Praktiken der Täter. Schuld und Versagen der Deutschen unter zwei Diktaturen gestaltet Johnson auf eindringliche Weise – dies bereits vor mehr als 20 Jahren.

Als Souffleure des Zeitgeistes erweisen sich die Literaten mit ihren Werken oft als Vorreiter eines neuen gesellschaftlichen Verständnisses – trotz zahlreicher Fehlprognosen. Literatur kann absichtsvoll wirken, muß es aber nicht. Deutsche erzählende Literatur hat die politische Realität insgesamt wohl eher beiläufig abgebildet und nur in Ausnahmefällen politische Handlungsanweisungen entworfen. Literatur verschiebt dabei immer tendenziell die Aufmerksamkeit vom Wir auf das Ich. Literaten sind keine Animateure der demokratischen Willensbildung. Doch gerade in der Privatheit steckt oft das Politische. Soweit die Protagonisten in diesem politischen System agieren, kann man die Prosa zur Analyse des politischen Systems mit heranziehen.

Als zeitgeschichtliche Quellen sind die Romane auch wissenschaftlich von großem Wert. Ihre soziale und politische Wirkung sollte adäquat eingeschätzt werden: Die Summe aller Bücher bleibt immer Literatur. Auch die pseudosozialistischen Gesellschaften sind nicht an ihren Büchern zugrunde gegangen. Doch ohne die geheimnisvolle und manchmal weltbewegende Macht des geschriebenen Wortes ist keine menschliche Geschichte vorstellbar³².

27 Vgl. zum folgenden Hartmut von Hentig, Die Flucht aus dem Denken ins Wissen, in: FAZ vom 16. 8. 1993.

28 Vgl. zum Weiteren: Forum Lesen, August 1994, Nr. 23, S. 7 f.

29 So Peter L. Berger/Thomas Luckmann, Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie, Frankfurt/M. 1969.

30 Aus sprachwissenschaftlicher Sicht überblicksartig John Lyons, Die Sprache, München 1983.

31 Vgl. Dankrede von Siegfried Lenz nach der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels 1988 in der Frankfurter Paulskirche, abgedruckt in: FAZ vom 10. 10. 1988; ders., Das Lächeln der Macht. Versuch, kompromißlos zu sein: Über das Bild des Politikers in der deutschen Nachkriegsliteratur, in: FAZ vom 26. 8. 1995.

32 Vgl. dazu „Ein Wort über das Wort“. Die Rede von Václav Havel für die Frankfurter Paulskirche, in: FAZ vom 16. 10. 1989.

Hermann Glaser

Deutsche Identitäten

Gesellschaft und Kultur im vereinten Deutschland

I.

In einer „Nachschrift“ zu seinem zentralen Werk „Der Name der Rose“ hat Umberto Eco festgestellt, daß die postmoderne Antwort auf die Moderne in der Einsicht und Anerkennung bestehe, daß die Vergangenheit, nachdem sie nun einmal nicht zerstört werden kann (da ihre Zerstörung zum Schweigen führe), auf neue Weise ins Auge gefaßt werden müsse: mit Ironie, ohne Unschuld. Diese Bemerkung läßt sich wohl auch auf die Mentalitätsmuster der deutschen Vereinigung übertragen: Wenn wir heute von Nation sprechen, sollten wir dies mit Ironie (Distanzierungs-fähigkeit) und mit dem Gefühl verlorener Unschuld tun. Dem aufgeklärten Bewußtsein ist die staatliche Organisationsform, in der die Menschen sich sozialisieren, relativ gleichgültig. Aber offensichtlich leben wir in einer Zeit, da der Wunsch nach Auflösung nationaler Grenzen, wie er in der unmittelbaren Nachkriegszeit viele junge Menschen bewegte, keine besonders identitätsbildende Kraft mehr hat. Obwohl Europa bei seinem Einigungsbe-mühen durchaus vorangekommen ist – die vorwiegend wirtschaftlich-generierte Motorik bei gleich-zeitiger Bürokratisierung („Eurokratie“) setzt keine den Begriff der „Nation“ transzendierenden Bestrebungen in Bewegung. Diejenigen, die *das* Volk darstellen, also emphatisch oder rational das demokratische Legitimationsprinzip bejahen, wollen offensichtlich zu allererst *ein* Volk sein.

Auch wenn ich selbst dem Nationalgefühl keine besondere Zukunft voraussage, so bedeutet für mich Nation in der *Dimension von Vergangenheit* ein Faktum, dem man nicht entkommen kann. Nicht nur im Namen der deutschen Nation, sondern durch diese deutsche Nation sind unfaßbare Verbrechen begangen worden; man kann aus solcher Vergangenheit nicht einfach aussteigen, sondern muß sie durch Trauerarbeit vergegenwärtigen. Ein solches Nationalgefühl kann auf eine paradox-negative Weise die deutsche Zusammengehörigkeit verstärken; das hat das Erinnerungsjahr 1995 (die 50. Wiederkehr des Kriegsendes) deutlich gemacht.

Während im Westen seit der Adenauer-Ära, also seit der Gründung der Bundesrepublik, unter Anleitung der Spitzen und Stützen der Gesellschaft – freilich bei gleichzeitigem Widerstand der in den Medien und in der Kulturpolitik vorwaltenden „Gesinnungsästhetik“ – die „Unfähigkeit zu trauern“ vorherrschend war, stand der Osten im Zeichen des antifaschistischen Mythos, mit dessen Hilfe man sich in eine moralische Siegerposition hineinprojizierte. Ein großer Teil der DDR-Bevölkerung konnte so das Gefühl der Kollektivschuld, Kollektivscham und kollektiver Verantwortung von sich weisen. Es ist daher geboten, „daß man sich auch in Ostdeutschland diesem gemeinsamen Teil der Geschichte stellt und anerkennt, daß sich die ehemaligen Nazis nach 1945 nicht alle in Westdeutschland konzentriert haben, während sich Ostdeutschland jeder Verantwortung für die Nazi-Verbrechen und die Folgen der Nazi-Herrschaft und der dadurch notwendigen Reflexion entziehen kann“ (Hubertus Müller-Groeling)¹.

Sieht man im deutsch-deutschen Diskurs „Nation“ als wichtigen gemeinsamen Nenner, so wird es vor allem darauf ankommen, der reaktionären Naivität, mit der in West und Ost aus unterschiedlichen Gründen die abgründigen Auswirkungen des deutschen Nationalbegriffs unbeachtet blieben, eine Absage zu erteilen. Heiner Müller hat dies auf literarische Weise getan, freilich ohne mit einer ähnlichen Radikalität gegen den falschen Mythos vom Antifaschismus vorzugehen; anders Wolf Biermann, der das ganze Deutschland dem „deutschen Herbst“ verfallen sah: „... In diesem Lande leben wir wie Fremdlinge im eigenen Haus...“²

II.

„Hitler stahl mir meine Kindheit – Stalin und Ulbricht meine Jugend – Honecker meine besten Jahre – Kohls Konsorten wollen den Rest!“ Der

1 In: 94. Bergedorfer Gesprächskreis. Wege der inneren Einheit – Was trennt die Deutschen nach der Überwindung der Mauer?, Hamburg 1992, S. 29.

2 Wolf Biermann, Alle Lieder, Köln 1991, S. 199.

„Jahrgang 1935“, der sich so auf einem von der Westberliner Tageszeitung (taz) veröffentlichten Plakat zu Wort meldete – „benachbarte“ Jahrgänge wären damit gleichermaßen charakterisiert –, befände sich demnach im Osten vollständig auf der Verliererseite (so weit er sich nicht dem DDR-Machtapparat integriert hatte).

Doch ist das Phänomen zerbrochener bzw. lädierter Ich-Stärke, etwa bei den älteren Arbeitslosen, den Überflüssigen, den Hoffnungslosen, eine gesamtdeutsche Erscheinung. Die Politik- und Modernitätsverlierer in Ost wie West bilden eine *gemeinsame*, quantitativ immer mehr zunehmende Kohorte reduzierten Lebens. Freilich gibt es unterschiedliche Schuldzuweisungen. Die objektiv hohen Beträge, die der Westen für den deutsch-deutschen Lastenausgleich beisteuert, mit entsprechenden positiven infrastrukturellen Folgen, verstärken dort den Eindruck, daß die Vereinigung ein Verlustgeschäft gewesen ist; andererseits wächst in den neuen Bundesländern die Nostalgie nach dem Status quo ante – soweit dieser soziale Sicherheit durch einen „vormundschaftlichen Staat“ (Rolf Henrich) gewährleistet hat. Dem Nach-Urteil der Älteren entspricht das Vor-Urteil der Jungen; so zeigte sich, daß 1992, bei einer Vergleichsstudie von Schulaufsätzen zum Thema „Deutsche Einheit“ in den Partnerländern Thüringen und Rheinland-Pfalz, nur etwa ein Drittel der Schüler die Einheit positiv bewertete: „Am besten, sie würden gleich wieder dahin zurückgeschickt, wo sie herkommen.“ . . . „Die blöden Wessis könnten sich überhaupt nicht vorstellen, wie es in der DDR zugegangen sei; man sollte es nun umgekehrt machen und die Wessis einschließen.“³

Eine ganz anders motivierte Begründung für ihre Ablehnung der deutsch-deutschen Vereinigung liefern vielfach Intellektuelle und Künstler; der Osten habe leichtfertig seine Identität aufgegeben; der dort wuchernden Warenwelt zuliebe. So heißt es bei Volker Braun⁴:

„Da bin ich noch: mein Land geht in den Westen.
KRIEG DEN HÜTTEN
FRIEDE DEN PALÄSTEN
Ich selber habe ihm den Tritt versetzt.
Es wirft sich weg und seine magre Zierde.
Dem Winter folgt der Sommer der Begierde.
Und ich kann bleiben wo der Pfeffer wächst.
Und unverständlich wird mein ganzer Text
Was ich niemals besaß wird mir entrissen.“

3 Joachim Brune u. a., . . . aber die Mauern bauen die Menschen sich selbst . . . , Speyer 1991.

4 Zit. nach Karl Otto Conrady (Hrsg.), Das große deutsche Gedichtbuch, München – Zürich 1992, S. 857.

Was ich nicht lebte, werd ich ewig missen.
Die Hoffnung lag im Weg wie eine Falle.
Mein Eigentum, jetzt habt ihrs auf der Kralle.
Wann sag ich wieder mein und meine alle.“

(Die reale Situation: Seit 1989 fanden 1 568 070 Umzüge von Ost- nach Westdeutschland, 488 430 Umzüge von West- nach Ostdeutschland statt; Bilanz: 1 079 640 „gingen in den Westen“.)

Intellektuelle und Künstler in Ost wie West benutzen seit Jahren ihr weitreichendes Deutungsmonopol dazu, den Materialismus der ihren „Gefühlstau“ (Hans-Joachim Maaz) kompensierenden Ostbevölkerung zu denunzieren. Ich empfinde es jedoch als eine ganz besondere Leistung der DDR-Bevölkerung, daß sie den römischen Grundsatz „ubi bene, ibi patria“ (wo es mir gut geht, da ist mein Vaterland) ernstgenommen hat und Freude an einem besseren, schöneren Leben, vor allem an der neu gewonnenen Reisefreiheit empfindet. Vielfach sauertöpfisch gewordene Westintellektuelle – erfahren in der Kunst, links zu predigen und rechts zu dinieren – sowie die Vertreter einer früher privilegierten DDR-Kultur, die sich durch die bedrückte mentale wie materielle Lebenslage der Bevölkerung nicht in ihrer Dienstbarkeits-Aquilibristik gestört sahen (zumal wenn sie zu den „Reisekadern“ gehörten), täten gut daran, diese Form gesellschaftspolitischer Bevormundung, als Aufruf zum hären Dasein, aufzugeben.

Schon im November 1991 hat eine Emnid-Umfrage in Sachsen gezeigt, daß fast 80 Prozent der Bevölkerung mit ihren privaten Verhältnissen zufrieden sind – während nur 47 Prozent die wirtschaftliche Lage als zufriedenstellend bezeichnen. „Zwischen eigener Erfahrung und Beurteilung der Gesamtsituation besteht also eine erhebliche Diskrepanz“ (Kurt Biedenkopf)⁵.

Schmählich ist freilich, daß der Westen diesen Aufstand für ein Behagen in der Kultur und Zivilisation nicht genügend im Sinne des ethischen Utilitarismus (das größtmögliche Glück für die größtmögliche Zahl) – im Sinne des Grundgesetzes – unterstützte, sondern das sozialstaatliche Prinzip weiter demontierte. Die Rücksichtslosigkeit, mit der die verstaatlichte Wirtschaft der DDR privatisiert, und die Gefühllosigkeit, mit der die Besitzansprüche der früher aus der DDR Vertriebenen restituiert werden, sowie die Hilflosigkeit gegenüber struktureller Arbeitslosigkeit mißachten das Prinzip der Sozialverträglichkeit und damit der sozialen Marktwirtschaft; aber auch die Gesichts-

5 Bergedorfer Gesprächskreis (Anm. 1), S. 57.

punkte effizienten Managements. Es ist dementsprechend charakteristisch für den Verlust verfassungspatriotischer Kreativität, daß in beiden Teilen Deutschlands fast nur noch von freier statt von sozialer Marktwirtschaft gesprochen wird.

III.

Was den „Überbau“, die Welt der Ideen und Ideale, betrifft, so sollten wir in West wie Ost nicht vergessen, daß Da-Sein nur gedeiht, wenn es von Freiheit überwölbt ist. Der „aufrechte Gang“ in der deutschen Gesellschaft, die sich dementsprechend als Zivilgesellschaft definieren müßte, ist möglich – auch wenn die Erosion der Grundrechts-Praxis, bewirkt durch Kleinmut, Anpassung, Opportunismus, Gleichgültigkeit, Depression, zugenommen hat. „Mit Sorge und Respekt zugleich sehe ich die Abrieb- und Zerreibungsprozesse bei denen, die sich ins politische Geschäft begeben. Ich weiß um alte Probleme im neuen Gewand, auch um die Abgründe, die sich auftaten, nachdem der Aufbruch gelungen schien. Mich beunruhigt der Unfrieden in der Freiheit nach dem Zwangsfrieden in der Diktatur. Auch die wütende Fremdentlastungs- wie die schale Selbstgerechtigkeitspose. Die alten Beschädigungen reichen tief, neue sind hinzugekommen. Den Demütigungen in der Diktatur folgten alsbald die Demütigungen in der Freiheit“ (Friedrich Schorlemmer)⁶.

Beeindruckt bin ich von den Menschen in den neuen Bundesländern, die, trotz der Enttäuschungen und des Leidensdrucks der Jahrzehnte nach Kriegsende, nicht aufgegeben haben und mit ihrem ungebrochenen Möglichkeitssinn der post-modernen Beliebigkeit entgegentreten, die sich vorwiegend im Westen ausgebreitet hat: Was ist, ist eben – vor allem, wenn es sich gefällig darbietet. Das Sein als Design. Anything goes; don't worry be happy; all is pretty; nach uns die Sintflut. Odo Marquard spricht von der Inkompetenzkompensationskompetenz, der smarten Fähigkeit, den Mangel an Orientierung durch nichtssagende Gefälligkeit zu überspielen. Leere, aber darüber Glasur. Was wir jedoch brauchen, ist die Bereitschaft zum Wandel – ohne dogmatische Festlegung, im Sinne Lichtenbergs, der nicht sicher war, ob es besser wird, wenn es anders wird, aber davon

überzeugt war, daß es anders werden muß, wenn es gut werden soll.

Obwohl meine Identifikation mit der „alten“ Bundesrepublik sehr tief greift, habe ich in den letzten Jahren vor allem in den neuen Bundesländern Menschen mit „bundesrepublikanischem“ Elan getroffen. Das erinnert an die Trümmerzeit, da bei einer nicht geringen Anzahl von Menschen der zurückliegende Leidensdruck das Prinzip Hoffnung fundierte. Daß der Osten eine Identitätskrise durchläuft, dürfte sich dabei positiv auswirken. Was man nicht hat – nämlich die Sicherheit des Bei-sich-selbst-Seins –, inspiriert zur Suche. Im Westen glaubt man, Demokratie (ursprünglich vor allem ein „Geschenk“ der Westalliierten) zu besitzen. Neu ist die Demokratie im Osten; sie erscheint als Herausforderung, muß erworben werden.

Identität wurde in der DDR suggeriert, illusionär propagiert und totalitär oktroyiert. Die Mehrzahl der Menschen wußte jedoch, daß sie, in die Identität mit der DDR hineingetrieben, Beute von Betrügnern war. Das Nichtidentische war das Refugium vor solcher Identität, lokalisiert in Nischen. Auf dem Polster der Platitüde mag man das Gefühl haben, saturiert eine Bleibe gefunden zu haben. Mehr denn je kommt es aber auf die Suchenden an. Obwohl die DDR durch viel kleinbürgerlichen Mief und roten Plüsch charakterisiert war, ist nach meiner Einschätzung die Anzahl derjenigen, die seither „auf dem Weg“ sind, groß.

In seinem Gedicht „Und als wir ans Ufer kamen“ hat Wolf Biermann die zerbrochene DDR-Identität psychotopographisch lokalisiert⁷:

„... Was wird bloß aus unsern Bäumen
In diesem zerrissenen Land
Die Wunden wollen nicht zugehn
Unter dem Dreckverband.
Und was wird mit unseren Freunden
Und was noch aus dir, aus mir
Ich möchte am liebsten weg sein
Und bleibe am liebsten hier
– am liebsten hier.“

Während es die westliche freiheitliche Staatsordnung dem einzelnen leicht ermöglichte, seine Identität im privaten und engen Umkreis zu finden, in seiner Familie, seiner Wohnung, seinem Haus, seiner Gemeinde – in vielfältigen „Territorien von Seinsgewißheit“ –, wurden die im Staatsgebiet der DDR Lebenden auf eine kollektive Pseudo-Identität ausgerichtet, die eine natürliche heimatliche

6 Friedrich Schorlemmer, Ich sehe und säe unverdrossen das Senfkorn Hoffnung, in: Frankfurter Rundschau vom 11. Oktober 1993.

7 W. Biermann (Anm. 2), S. 280.

Bindung ständig durch ein größeres, abstraktsozialistisch definiertes Ganzes zu substituieren suchte. Das „Hiersein“, z. B. in der Nische, war als Privatheit eine Gefahr für ein System, das, wie jede totalitäre Gesellschaftsordnung, das Ich des Menschen in ein Es zu verwandeln trachtete, um ihn besser manipulieren zu können. Der Bannstrahl traf natürlich auch den Wunsch aufs „Dortsein“, das meist, vorwiegend telematisch vermittelt, im Westen angesiedelt war.

Das innovatorische Potential des Ostens könnte insgesamt für die Bundesrepublik die Kultur-Evolution, ohne die Industrienationen in Stagnation erstarren, wieder in Gang setzen. Der westliche Perfektionswahn hat in den Apparaten und Apparaturen Kreativität und Phantasie so „eingeschliffen“, daß der Mut zum Ganz-anderen verloren zu gehen droht. (Da der König nicht wollte, daß sein Sohn querfeldein ginge, schenkte er ihm Roß und Wagen. „Nun *brauchst* du nicht mehr querfeldein gehen“, sagte er ihm. Nun *darfst* du nicht mehr querfeldein gehen, war der Sinn seiner Worte. Das Ergebnis: Bald *konnte* dieser nicht mehr querfeldein gehen.)

Vergleicht man die Geschichte der Bundesrepublik und der DDR, kann man feststellen, daß – bei höchst unterschiedlichen Bedingungen – in beiden Gesellschaften von den Rändern bzw. Peripherien her immer wieder ganz wichtige Impulse kamen. Inmitten einer digitalisierten, telematisierten (traumatisierten) schönen neuen Welt wird es mehr denn je darauf ankommen, den einzelnen zum individuellen „zivilen“, couragierten Eingreifen zu bewegen.

IV.

Gegen die Anziehungskraft des Westens kämpfte die SED seit der Gründung der DDR mit einem ausgedehnten Zensur-, Propaganda- und Agitationsapparat, um den Identitätsbegriff, den man oktroyieren wollte, vor jeder Abweichung zu bewahren. „Wenn ein junges Mädchen unbedacht einen Westschlager trällerte oder ein unschuldiges Kind von der Tante aus dem Westen Kaugummi bekam, hatte der Gegner schon einen Fuß in der Tür... Wenn auf Parteiversammlungen vom Gegner die Rede war, wurde die Stimme unwillkürlich gesenkt, als lauere er irgendwo hinter dem mit rotem Fahmentuch verhangenen Podium.“ Armin Mitter und Stefan Wolle haben in ihrem Buch „Untergang auf Raten“ viele Beispiele dafür gege-

ben, wie das Regime ständig Realitätsverdrängung vornahm, neurotisch fixiert auf einen Gegner, der unsichtbar, aber allgegenwärtig blieb und nur für ein im Klassenkampf erfahrenes Auge zu entdecken war.

Der Fundamentalismus kennt nur eine eindimensionale Identität; jeder muß nach vorgegebener Fassung, niemand darf nach eigener Fassung selig werden. Was dem Nationalsozialismus bei den Deutschen gelang, nämlich die Verschmelzung der Geführten mit den Führern, konnte der Kommunismus nicht wiederholen. „Zu keinem Zeitpunkt hatte der SED-Staat die Mehrheit der Bevölkerung auf seiner Seite.“ Die DDR war ein Kunstprodukt des kalten Krieges ohne innere Legitimation. Beim warenästhetischen Systemvergleich siegte die schlichte Erkenntnis, „daß ein Opel oder ein Volkswagen ein flotteres Auto ist als ein Trabi“⁸.

Wie stark war dort die idealistische Identitätssehnsucht – die Sehnsucht nach den Grundwerten des Grundgesetzes, nach einer demokratisch und pluralistisch verfaßten Gesellschaft? Sieht man davon ab, daß die romantisch-protestantisch geprägten Bürgerrechtsbewegungen gerne den Unterbau vom Überbau getrennt haben und dem Überbau die eigentliche Wirkungskraft gesellschaftlicher Veränderung zuordnen wollten – eine sympathische, aber wirklichkeitsfremde Einstellung –, so war die Motivation für die friedliche Revolution im Osten ein Mixtum compositum aus „Ideal und Leben“. So wie auch Identität als ein Plural der Übereinstimmung mit Sachen und Personen, „Territorien“ und Werten zu sehen ist. Einen grundsätzlichen Unterschied zwischen West und Ost hinsichtlich solcher „Identitätsmischung“ gibt es wohl nicht; nur ist sie eben – was individuelle wie kollektive Trauer, auch Neidgefühle und Frustrationsaggressivität hervorruft – in der früheren DDR erst einige Jahrzehnte später aktuell geworden als im Westen Deutschlands.

Was mich bei Begegnungen in den neuen Bundesländern oft irritiert, beunruhigt mich schon viel länger in den alten Bundesländern: nämlich die dem „angewandten Materialismus“ gegenüber doch recht schwache Position des Verfassungspatriotismus. Ist „angenehmes Leben“ wirklich nur eine Sache konsumptiven Wohlstandes und nicht gleichermaßen eine solche staatsbürgerlichen Wohlbefindens? „Man wirft den Ostdeutschen Undankbarkeit vor, Undankbarkeit für Meinungs-

⁸ Armin Mitter/Stefan Wolle, *Untergang auf Raten*, München 1993.

freiheit, freie Wahlen, Reisefreiheit, konvertible Währung. In der Tat ist Freiheit kaum ein Thema mehr im Osten. Vielleicht deshalb, weil im Westen Freiheit etwas Selbstverständliches ist und das Gefühl des Selbstverständlichen sich schneller überträgt, als vieles andere⁹, vermutet der Historiker Lothar Gall. Richard Schröder fügt hinzu: ‚Es wäre auch deplaziert, wenn man einem Arbeitslosen sagte: Du kannst doch jetzt frei reisen, oder einem, der um sein Haus bangt: Du kannst doch jetzt öffentlich darüber schimpfen.‘⁹ Auch ich finde dies höchst ungenügend, aber nicht „deplaziert“; denn erst der Raum der Freiheit ermöglicht es, Veränderungsabsicht zu plazieren und dann auch zu realisieren.

Die stärkste Erschütterung von Identität im Osten dürfte darin bestehen, daß die Staatssicherheit bei ihrem Überwachungssystem über so viele, vor allem auch „inoffizielle“ Mitarbeiter verfügen konnte. Das Ausmaß moralischer Selbstersetzung führt dazu, daß man ständig „Doppelleben“ vermutet. Gerade weil der SED-Staat die Mehrheit der Bevölkerung nie auf seiner Seite hatte, ist das Phänomen so verwirrend. Der kafkaeske Umfang der Uberwachungsburokratie ist schwerlich vorstellbar. In den Archiven des Bundesbeauftragten für die Stasi-Unterlagen lagern 202 Kilometer Akten. Das Ministerium für Staatssicherheit hatte etwa 90 000 MitarbeiterInnen. Bei den Inoffiziellen mag es sich um 180 000 oder mehr gehandelt haben. Die Intensität der „Beobachtungen“ und Aufzeichnungen ist unterschiedlich; für eine bekannte Berliner Schriftstellerin gibt es zum Beispiel sechs Bände zu je 300 Seiten.

V.

Aus meiner Sicht gehört es zu den großen Leistungen der Bundesrepublik, ein foderatives System (ein Netzwerk aus Bund, Ländern, Regionen, Gemeinden) geschaffen zu haben, dessen plurales Identitatsangebot simplifizierende Kompaktheit bzw. die übermäßige Reduktion von Komplexität zu vermeiden weiß. Das kommunitaristische Modell ist aber durch die zunehmende Finanzkrise der Städte gefährdet; das hat nicht nur wirtschaftliche, sondern auch sozialpsychologische Folgen – kreative Aktivität in stumme Resignation verwandelnd. Was einst ein besonderes Problem der Trabantenstadte gewesen ist, nämlich der Mangel an

polyzentrischen Identifikationsmöglichkeiten, breitet sich nun lähmend in der Gesamtstadt aus, wobei diesmal nicht mangelnde kulturelle Kompetenz, sondern monetäre Auspowerung die Schuld trägt. Die multimediale Herabwürdigung des Menschen zum Appetenz-Idioten, dem man nur noch Oberflachenreize anzubieten hat, bewirkt zudem eine Infantilisierung breiter Bevölkerungsschichten.

In der DDR war die Infantilisierung der Bürger Hauptaufgabe des Staates und der Medien. Der Mensch, so Irene Böhme in ihrem Buch „Die da drüben“ (1982), sehe sich, gegängelt durch die autoritäre Vaterrolle des Staates, als Kind behandelt und verhalte sich entsprechend. Junge und Ältere gingen in die Defensive, verweigerten sich, ohne ihre Verweigerung zu proklamieren. Sie lehnten die Verantwortung für das Ganze wie für sich selbst ab. Sie erwarteten vom Staat, daß er ihre Bedürfnisse befriedige, wie Kinder von ihren Eltern erwarten, daß für Behausung, Nahrung und Kleidung gesorgt werde. Sie lehnten den Staat ab wie Söhne einen gestrengen Vater, eine uberfursorgliche Mutter. „Sie schieben Verantwortung von sich, erwarten die Unterdrückung, fügen sich unwillig und werden nicht aktiv. Bewut oder unbewußt beharrt ein Teil der Bevölkerung auf Infantilitat, grenzt sich ab und beraubt sich möglicher Emanzipation. Unauffälliges Verweigern anerkennt und zementiert Bestehendes.“¹⁰ Dementsprechend trennen Ost und West ganz „unterschiedliche Erfahrungen des Verhältnisses von Staat, Gesellschaft und Individuum, was etwa die Rolle des einzelnen betrifft, seine Zuständigkeit, sein Anspruch und Recht auf Selbstverwirklichung“ (Kurt Biedenkopf)¹¹.

Auf dem Weg zum Untergang der DDR spielte der Verlust von Eigeninitiative und der Mangel an Bereitschaft, Verantwortung zu übernehmen, eine große Rolle. In der ersten Phase der Vereinigung konnte man immer wieder beobachten, daß die Risiko- und Innovationsbereitschaft, die Flexibilität und Mobilität, insgesamt die Eigenständigkeit wenn nicht unterwickelt, so doch tiefgreifend gelähmt war. Demgegenüber stelle ich heute fest, daß in kurzer Zeit das zivilgesellschaftliche Tugendsystem sich sowohl aus der Verschüttung durch die SED-Ideologie wie aus der westdeutschen Umklammerung zu befreien und auf eine Weise zu entwickeln vermochte, die das westliche Innovationsniveau allein schon deshalb übertrifft, weil ihm eine gewisse Frische und Neugier zu

⁹ Eike Libbert, Wie auseinanderwachst, was zusammengehört, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 7. Januar 1993.

¹⁰ Irene Böhme, Die da drüben. Sieben Kapitel DDR, Berlin 1982, S. 43.

¹¹ Bergedorfer Gesprächskreis (Anm. 1), S. 10.

eigen ist. Ich treffe im Osten – vor allem im Kultursektor – nur selten die im Westen inzwischen geradezu habituell gewordene kulturpessimistische Larmoyanz (nicht zuletzt ehemals linker Kreise); Utopie und Vision sind in den neuen Bundesländern noch etwas wert und werden nicht mit postmoderner Blasiertheit abgewertet. Was tun? Die Frage wird nicht mehr auf leninistische, aber auch nicht auf spätkapitalistische Weise beantwortet. Gerade die rasche Ausbildung einer so lang vom SED-Zentralismus unterdrückten föderativen Identität erinnert an die Hochzeit westlicher kommunaler Geltung: Laßt viele Blumen blühen! Vielfalt ist besser als Einfalt. Die Chancen bestehen im Aufbrechen normativer Muster, im Sich-Ausprobieren, im Pfad-Finden.

VI.

Drei Haupttypen der „Frei-Setzung“ hat Heiner Keupp, mit „gesellschaftlichem Tatsachenblick“ auf Ostdeutschland, aufgezeigt¹². Ich bin der Meinung, daß diese kategorialen Beschreibungen für die gesamte Bundesrepublik gelten:

Die *Kreativ-Freigesetzten* kommen zum größten Teil aus den bildungsprivilegierten Schichten; sie sehen sich selbst bei aller Kritik am kolonisierenden Vereinheitlichungsprozeß eher als Gewinner der Wende, weil diese ihnen die Zukunft geöffnet hat. Sie erwarten für sich vielfältige Optionen und probieren ihre Ideen und Möglichkeiten aus. Pluralität von Lebensstilen und -werten ist für sie keine Bedrohung. „Ihre sozialen Netze sind heterogen und weitgefächert. Sie vermitteln vielfältige Beziehungschancen und zurren sie normativ nicht fest.“

Die *Normativ-Festgesetzten* kommen mehrheitlich aus der unteren Mittelschicht und dem oberen Untergrund. Sie sind ohne große Manövriermöglichkeiten in ein Lebensmodell integriert, das im wesentlichen durch relativ autoritäre Normen der eigenen familiären Lebenswelt reguliert wird. Das Gefühl, daß dieses Modell ein Auslaufmodell sein könnte, wird durch projektive Feindbildkonstruktion abgewertet. Offene Zukunftsoptionen werden ebenso als eher bedrohlich erlebt wie plurale Lebensalternativen. Das soziale Netzwerk ist familienzentriert und schottet sich hinter Kontaktmauern ab.

¹² Heiner Keupp, Phantasma „Deutsche Identität“, in: Süddeutsche Zeitung vom 10. November 1994.

Bei dem Typus der *Ausgesetzten* verschärft sich die Situation reduzierter Chancen weiter; sie stammen mehrheitlich aus der Unterschicht, und die Familien sind oft zerrüttet. Die Welt außerhalb der eigenen Lebenswelt wird als feindlich und bedrohlich erlebt; vor ihr versucht man sich mit massiven Feindbildern zu schützen. Oft ist der Einsatz von Gewalt die einzige Chance, sich selbst wirksam zu erleben. Das eigene Netz liefert keine Modelle produktiver Lebensgestaltung, enthält relativ wenige Beziehungen und läßt sich als „Gemeinschaft der Ausgeschlossenen“ bezeichnen. Hier könnten die regressiven Zugehörigkeitsangebote der rechten Szene eine besondere Attraktivität erlangen. Sie vermitteln Zugehörigkeit, Anerkennung und das Gefühl der Handlungswirksamkeit.

Aus einer solchen Gesamtanalyse wird deutlich, daß meine relativ optimistische Einschätzung der ostdeutschen Situation offensichtlich zu stark durch die Kreativ-Freigesetzten bestimmt ist. Die Anzahl der Normativ-Festgesetzten und der Ausgesetzten dürfte angesichts einer durch Mehrheitsverhältnisse legitimierten sozialstaatsfeindlichen Politik weiter anwachsen und auf den Irrweg der Zweidrittelgesellschaft verweisen. Die Pluralität der Identitäten kann weder von Normativ-Festgesetzten noch von Ausgesetzten, wohl aber von Kreativ-Freigesetzten genutzt werden.

Die pessimistische Einschätzung der „überstandenen Wende“ sollte als Warnung vor einem dogmatischen Utopismus präsent bleiben, im Sinne von Heinz Czechowski: „Was hinter uns liegt/Wissen wir. Was vor uns liegt/Wird uns unbekannt bleiben/Bis wir es/Hinter uns haben.“¹³

Sie sollte aber durch den aufklärerischen Mut, wie er den Möglichkeitssinn nach Robert Musil kennzeichnet, überwunden werden: „Wenn es einen Wirklichkeitssinn gibt, dann muß es auch etwas geben, das man Möglichkeitssinn nennen kann.“ Dieser ließe sich als „die Fähigkeit definieren, alles, was ebensogut sein könnte, zu denken und das, was ist, nicht wichtiger zu nehmen als das, was nicht ist“. Jemand, der auf „mögliche Wahrheiten“ sieht, habe in den Augen anderer oft „ein Feuer, einen Flug, einen Bauwillen . . . , der die Wirklichkeit nicht scheut, wohl aber als Aufgabe und Erfindung behandelt“. Da seine Ideen nichts als noch nicht geborene Wirklichkeiten sind, hat natürlich auch der Möglichkeitssinn Wirklichkeitssinn; aber es ist ein Sinn für die mögliche Wirklichkeit¹⁴.

¹³ Zit. nach K. O. Conrady (Anm. 4), S. 778.

¹⁴ Robert Musil, Der Mann ohne Eigenschaften, Hamburg 1992, S. 16 f. Vgl. Ulrich Beck, Die Erfindung des Politischen, Frankfurt/M. 1993.

VII.

Die Folgenlosigkeit der Vereinigung beider deutschen Staaten, so Wolf Lepenies bei einer Beschreibung der deutschen Zustände nach der friedlichen Revolution, sei im Bereich der Politik schmerzlich spürbar. Die politische Klasse der alten Bundesrepublik habe, mit wenigen Ausnahmen, aus der Vereinigung und ihren Folgen ein Festival der Selbstbestätigung gemacht. Die staatliche Einheit Deutschlands wieder herzustellen sei in der Bundesrepublik ein Verfassungsgebot und ein Pflichttopos der politischen Rhetorik, aber keinesfalls eine Orientierungsmarke der praktischen Politik gewesen. „Eine Selbstprüfung deutscher Politiker hat nicht stattgefunden. Verhindert hat sie auch der Politikverzicht der ostdeutschen Dissidenten. Perfider noch als in den Anpassungsorgien der alten Kader und in den Täuschungsmanövern eingespielter Seilschaften der SED und der PDS wirkt in diesem Verzicht auf das Herausarbeiten aus einer alternativen Politik das totalitäre Regime der DDR über seinen Untergang hinaus fort.“

Gestützt vom Amtsverständnis der protestantischen Kirche und in jener Tradition deutscher Innerlichkeit, der stets mehr an selbstbestätigter Melancholie als an Macht oder Mehrheitsgewinn liege, habe sich in der DDR eine jeder Politik gegenüber skeptische Dissidentengesinnung auf Kosten einer wirksamen Oppositionspolitik verbreitet. Diese Gesinnung sei zwar zunehmend und oft unter hohen persönlichen Opfern öffentlichkeitswirksam bekundet worden; zur politischen Strategie aber sei sie nicht geworden. „Die Überpolitisierung der DDR-Gesellschaft hatte den Begriff der Politik, so schien es, auf immer entweiht. Auch als die Dissidenten die Freiheit des politischen Ausdrucks gewonnen hatten, änderte sich dadurch an ihrer Verachtung der Politik nichts.“ Daß die Bürgerbewegung sich in den Schmollwinkel zurückzog, hat freilich einen wichtigen Grund darin, daß das Wahlvolk die unabhängigen moralischen Standpunkte jener nicht honorierte, die Sand im Getriebe einer politischen Betriebsamkeit sein wollten, die mit pseudomoralischer Suada Machtgeschäfte abdeckt.

Den „Mangel an Selbstprüfung deutscher Politik“ sehe ich vor allem in der institutionalisierten Heuchelei am Werk, mit der man im Westen, dann, wenn es paßt, die schwierige Situation eines Lebens in der Diktatur bagatellisiert. Es sei, so nochmals Lepenies, schwer einzusehen, warum

Künstler und Wissenschaftler sich einer peinlichen Umerziehung unterwerfen sollen, wenn zugleich die „Blockflöten“ politische Führungspositionen besetzen dürfen. Zu den Folgelasten der Vereinigung gehöre, daß heute in Deutschland der politische Komplize und der kulturelle Mitläufer immer noch mit zweierlei Maß gemessen würden¹⁵.

Während man zum Beispiel diejenigen verurteilt, die sich mit der PDS dadurch auseinandersetzen, daß sie sich mit deren Vertretern zusammensetzen, besteht keinerlei moralische Sensibilität, wenn es um die eigenen politischen und wirtschaftlichen Kontakte geht. Die junge Lehrerin für Marxismus und Leninismus wird abgewickelt; die keineswegs selbstlose Finanzhilfe, die Franz Josef Strauß der DDR vermittelte (sie dadurch entschieden stabilisierend), wird als Faktum unter den Teppich gekehrt. Universitätsprofessoren und Dozenten wird selbst bei höchst ambivalentem Prüfungsergebnis die Lehr- bzw. Forschungsqualität abgesprochen; wenn jedoch der Bundeskanzler für einen der Inkompetentesten des DDR-Regimes, Erich Honecker, den „roten Teppich“ auslegen ließ, so bleibt dies „unaufgearbeitet“. Im Vorwort seines Buches über das Schalck-Imperium stellt Peter-Ferdinand Koch fest: „Wenn nur einer von ihnen“ – gemeint sind Alexander Schalck-Golodkowski und der Geheimdienstchef Markus Wolf – „auspackt, wird Deutschland als Europas erste Bananenrepublik Furore machen.“¹⁶

Hinsichtlich des Elitenwechsels – so Heribert Prantl – gäbe es im Prinzip drei Modelle. Modell eins: Man wechselt die Elite nicht aus, weil man befürchtet, der Staat, die Gesellschaft würden das Verschwinden der alten Elite nicht verkraften. „Dies erleben wir jetzt in ganz Osteuropa. Richter, hohe Beamte, Kombiatsleiter und so weiter bleiben in ihren Positionen. Dieses Modell hat man in Frankreich nach Pétain und in Westdeutschland nach dem Zweiten Weltkrieg weitgehend angewandt.“ Die DDR habe nach dem Krieg ein völlig anderes Modell gewählt – und dafür gäbe es in der Weltgeschichte nur wenige Beispiele –, nämlich einen radikalen Elitewechsel. Was man nach der Wende versuche, sei ein drittes Modell, das zwischen eins und zwei liege. „Was ich daran kritisiere, sind die Maßstäbe, die meines Erachtens nicht stimmen. Ich nehme nur das Beispiel der Richter in der DDR. Übriggeblieben sind nicht die

15 Wolf Lepenies, Ressentiment und Überheblichkeit. Die Intellektuellen im deutschen Einigungsprozeß, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 7. März 1992.

16 Peter-Ferdinand Koch, Das Schalck-Imperium lebt. Deutschland wird gekauft, München 1992.

Couragierten; die haben sich längst aus der Justiz verabschiedet und nach anderen Wegen im neuen System gesucht. Die politischen Scharfmacher sind es auch nicht; diese Karrieristen waren intelligent genug zu wissen, daß sie im neuen System keine Chance hatten. Wer geblieben ist, sind die servilen Diener der Macht, die Mitläufer, jene, die sich immer ganz gut arrangieren können. Gerade diese unpolitischen Diplomjuristen kann ein Rechtsstaat eigentlich nicht gebrauchen.“¹⁷

Heuchlerisch ist in besonderem Maße, wie man vom Westen her im Osten die „Entstasifizierung“ betreibt – während man in der früheren Bundesrepublik über Jahrzehnte mit skandalöser Nachlässigkeit die Aufarbeitung des Nationalsozialismus wie die rechtsstaatliche Ahndung der NS-Verbrechen aus meist politischem Kalkül versäumte, damit eine „zweite Schuld“ (Ralf Giordano)¹⁸ auf sich ladend. Durch eine „kalte Amnestie“ (Jörg Friedrich) wurden die größten geschichtsbekanntesten Verbrechen mit dem größten Resozialisationswerk abgeschlossen¹⁹.

Die Notwendigkeit der Gauck-Behörde wird dadurch nicht bestritten, doch sollte man die Klärung ostdeutscher Vergangenheit vor allem denjenigen überlassen, denen die Befreiung vom SED-Regime gelang, und zudem auch eine gewisse „komparatistische Gerechtigkeit“ zeigen. „Es geht darum, die meisten Leute, die – aus welchen Gründen auch immer – mitgemacht haben, freizusprechen, wenn sie nicht direkte Verbrechen begangen haben. Ich bin da nicht weich oder versöhnlerisch; ich spreche lediglich aus den Erfahrungen, die wir in der Bundesrepublik nach 1945 gemacht haben. Ich sage Ihnen, bei uns wimmelte es in den 50er und 60er Jahren von alten Parteigenossen in hohen Stellungen; das sind alles fabelhafte Demokraten geworden – ich mag nur nicht, wenn sie jetzt in weißen Westen gegenüber den Osis aufzutreten. So schwach ist der Mensch; das sollten wir ganz nüchtern sehen, und ich meine es keineswegs zynisch“ (Rüdiger Altmann)²⁰.

Die westdeutsche Kulturheuchelei stellt zwar die ostdeutsche in den Schatten (zumal sie mit der Attitüde des Siegers gekoppelt ist), doch wird jene dadurch nicht exkulpiert. Heuchlerisch ist die in der DDR vorwiegend in intellektuellen Kreisen anzutreffende unterschiedliche Gewichtung, mit

der man nach der Wende „Systemkritik“ betreibt. Die westliche Ordnung gleicht dann einer Katastrophe; die östliche, die die Katastrophe bewirkt hat, wird, einschließlich der eigenen Verwicklungen, freundlich-nostalgisch entschuldigt.

VIII.

Aufgrund meiner Erfahrungen und Begegnungen mit Menschen in den neuen Bundesländern bin ich der Meinung, daß eine weit verbreitete, an sich sympathische Identifikation mit Kunst und Kultur die gleichermaßen notwendige Streitkultur (vor allem auch die Skepsis gegenüber der normativen Rolle des Intellektuellen) vernachlässigt. Eine häufig anzutreffende mental-romantische Einstellung gegenüber der Gesellschaft verkennt diese als Gemeinschaft – vom Wärmestrom durchdrungen. Es geht aber nicht um die Gleichgestimmtheit von Seelen, sondern um wohlwollendes Mißtrauen, um eine die Freude und den Ärger am anderen austarierende Vorsicht – Nähe über Distanz.

Kritik an der Kälte des Westens ist dann gerechtfertigt, wenn dadurch persönliche Beziehungen betroffen sind. „Coolness“ im gesellschaftlichen Umgang ist jedoch eine realistische Tugend, die vor blindem Vertrauen schützt und der „Ökologie“ der Beziehungen dient (auch die Grünen haben längst politische Gemeinschaftsromantik und Idyllik abgelegt). Ich bin nicht mit dem Staat verheiratet, sondern mit meiner Frau, meinte der frühere Bundespräsident Gustav Heinemann. Der deutsche Identitätenpluralismus darf nicht durch Gefühle, sondern muß durch Respekt zusammengehalten werden.

In einem offenen Brief an Antje Vollmer bemerkte Bärbel Bohley, daß man es im Westen kaum verstehen werde, daß das Leben im Osten doch auch sehr viel Spaß gemacht habe. Man sei traurig, heiter, verzweifelt gewesen, habe intensiv gelebt. „Auch ein Leben im Osten war ein ganzes Leben.“²¹ Der Gegenschuß legt nahe, daß im Westen offensichtlich aufgrund eines fatalen Opportunismus das Leben zum Oberflächenphänomen verkommen ist, dort nur noch Benutzeroberflächen sich austauschen. Immer kommt es jedoch – in Ost wie West – auf den einzelnen Menschen an, ob das Haben das Sein lädiert. Armut ist

17 Bergedorfer Gesprächskreis (Anm. 1), S. 69.

18 Ralph Giordano, Die zweite Schuld oder Von der Last Deutscher zu sein, Hamburg 1987.

19 Jörg Friedrich, Die kalte Amnestie. NS-Täter in der Bundesrepublik, Frankfurt/M. 1985.

20 Bergedorfer Gesprächskreis (Anm. 1), S. 40.

21 Zit. bei: Rüdiger Thomas, Lebensspuren. Zur Mentalitätsgeschichte der Deutschen in der DDR, in: Gisela Helwig (Hrsg.), Rückblicke auf die DDR, Köln 1995, S. 187.

weder ein großer Glanz von innen, noch legitimiert sie Hochmut gegenüber sogenannten Konsumidioten. Das Recht auf Glückseligkeit ist ein Menschenrecht; freilich kommt es darauf an, daß das Streben nach Wohlbefinden mit Empathie und Klugheit verbunden ist. (Wenn dein Teller voll ist und der deines Nachbarn leer, so gib ihm die Hälfte – wenn nicht aus Mitleid, so doch aus Klugheit.)

Das „ganze Leben“ mag in Diktaturen, weil es dort schwer vor den Eingriffen des Staates zu bewahren ist, intensiver sein; andererseits ist die Normalität des „ganzen Lebens“ der eigentlich erstrebenswerte Zustand. Wenn nun, wie es Udo Bartsch vermutet, den ähnlicher werdenden Lebensverhältnissen der Menschen im Osten mit denen im Westen die Tendenz zur Angleichung ihrer geistigen Werte, Sinnansprüche und Motivationen innewohnt, so sollte sich das in beiden Kulturen (wenn auch im Rahmen unterschiedlicher Sozialisation) entwickelte Wertbewußtsein – vor allem die Beachtung des Stillen, Leisen, Vertieften – im gegenseitigen Gedanken- und Gefühlsaus-tausch weiter entwickeln. „Freundbruder aus Wolfsland wir wollen/ Unsere Blicke anzünden an etwas glauben.“ (Sarah Kirsch)

„Was bleibt?“ ist eine zentrale kulturelle, vor allem kulturgeschichtliche und kulturpolitische Frage. „Was bleibt, stiften die Dichter.“ Wenn man den Hölderlin-Satz verallgemeinert: Die Künstler mit und in ihren Werken ermöglichen über die Zeiten hinweg Erinnerungsarbeit. Was bleibt – ob als immaterieller oder materieller Wert –, ist Grund für Stolz und Trauer, identitätsstiftend, denn der Mensch ist ein Wesen mit Gedächtnis, und dieses Gedächtnis wäre historisch leer, wenn nichts bliebe. Die Erbschaft der Zeiten ist, wenn sie nicht zur starren Bürde wird, „aufzuheben“ – in dem dreifachen Sinne, wie ihn Hegel in Wort und Begriff anwesend sieht: zu bewahren, zu überwinden, höherzubringen (sublimieren). Kulturarbeit ist solchem „Aufheben“ verpflichtet, Behagen wie Unbehagen in und an der Kultur einschließend.

Übertragen auf das Thema der deutschen Identitäten: Was bleibt? Was ist aufzuheben (zu bewahren), was wegzuräumen, was ist aufs Transzendieren angelegt? Die Frage intendiert, daß die Antwort darauf der Identität förderlich ist und das diskursive Bemühen um Bestandsaufnahme, das Bei-sich-selbst-Sein (eben Identität) erleichtert. Der individuelle wie kollektive psychische Zustand der Identität wird, wenn er ein solcher des Seins und nicht des Scheins ist, als Ergebnis

steter Anstrengung zu begreifen sein, mit dem Ziel, dem Dasein personalen Halt zu geben. Die Zeit-Dimension ist dabei die der Langsamkeit, voller Irrungen und Wirrungen: Wo bin ich, was bin ich, woher komme ich, wohin gehe ich? Entschleunigung und „Abseitigkeit“ waren im östlichen Teil Deutschlands wesentliche Merkmale der Kultur- und Kunst-Nischen: „Schutzfunktionen in einer ansonsten eher feindlichen staatlichen und gesellschaftlichen Struktur, die entsprechend ein-griff“ (Kurt Biedenkopf)²².

Am Ende ihrer Erzählung „Was bleibt“ schreibt Christa Wolf, die eigene Wohnung als Topos für den Rückzug aus gesellschaftlicher Verflochtenheit verstehend²³:

„Ich ging durch alle Zimmer und drehte alle Lichtschalter aus, bis nur noch die Schreibtischlampe brannte. Diesmal hätten sie mich aber beinahe gehabt. Diesmal haben sie, ob sie es nun darauf angelegt hatten oder nicht, den Punkt getroffen. Den ich eines Tages, in meiner neuen Sprache, benennen würde. Eines Tages, dachte ich, werde ich sprechen können, ganz leicht und frei. Es ist noch zu früh, aber ist es nicht immer zu früh. Sollte ich mich nicht einfach hinsetzen an diesen Tisch, unter diese Lampe, das Papier zurechtrücken, den Stift nehmen und anfangen. Was bleibt. Was meiner Stadt zugrunde liegt und woran sie zugrunde geht. Daß es kein Unglück gibt außer dem, nicht zu leben. Und am Ende keine Verzweiflung außer der, nicht gelebt zu haben.“

Das Dasein der Autorin spiegelt das der Mehrzahl der Intellektuellen im autoritären bzw. totalitären Staat: Wagnisse und Zugeständnisse halten sich die Waage; man bemüht sich, nicht zu sehr aufzufallen, sich einigermaßen herauszuhalten; läßt sich aber auch „halb“ ein. Äquilibrium ist gefragt. Die Hoffnung, daß Wahrheit eines Tages möglich sein werde, kompensiert das Gefühl der geistig-seelischen Erstickung an der Lüge. „Eines Tages werde ich sprechen können.“ Die Not aktueller dichterischer Existenz wird auf die Zukunft projiziert. Der selbst erteilte Auftrag heißt: die Wahrheit schreiben; die Daseinsangst gebietet jedoch Verzicht auf Widerstand.

Veröffentlicht wurde Christa Wolfs Text, von dem angegeben ist, daß er vor dem Juni/Juli 1979 entstand, im Jahr der Wende, November 1989. Der dadurch ausgelöste „Literaturstreit“ ist fast schon vergessen, aber das, was in der Diskussion teilweise sehr heftig, mit persönlichen Angriffen ver-

22 Bergedorfer Gesprächskreis (Anm. 1), S. 13.

23 Christa Wolf, Was bleibt, Frankfurt/M. 1990, S. 107.

bunden, erörtert wurde, wiederholt sich ständig und wird weiterhin kulturelles Leben bestimmen: Ist die künstlerische Gestaltung moralischen Prinzipien verpflichtet, muß sie „gesinnungsästhetisch“ auf der richtigen Seite stehen; oder genügt die selbstreferentielle Qualität, also Kunst um der Kunst willen? Gerade diejenigen, die gesinnungsästhetische Kategorien als fragwürdig empfinden (Kunst werde dadurch „in Dienst genommen“ – prinzipiell verwerflich, auch wenn es sich um eine gute Sache handle), kritisierten Christa Wolfs Erzählung nicht nur wegen des Mangels an literarischer Qualität, sondern ihre Person wegen des Mangels an politischer Widerstandskraft bzw. wegen opportunistischen Verhaltens; aufgeschlagen werde ein weiteres Kapitel in dem sehr deutschen Traktat von Gedanke und Tat, eine trübseelige Fallstudie in der Schule des verführten Denkens (Frank Schirmmacher)²⁴.

Sieht man davon ab, daß sich (als Typus gesehen) viele der Kritiker der in ihrer Haltung

ambivalenten Christa Wolf angesichts viel ungefährlicherer Situationen und Strukturen in vorseilendem Gehorsam anpassen – wie etwa ein Blick in Zeitungs-, Rundfunk- oder Fernsehredaktionen zeigt –, so ist „verführtes Denken“ in der Geschichte der Intellektuellen und Künstler häufig anzutreffen. „Was bleibt“ ist auch die bittere Erkenntnis, daß der Mensch so ist, wie er ist; was immerhin die optimistische Erwartung anzuregen vermag: Er könnte auch anders, besser sein als er ist.

Die Erfahrungen mit der deutschen Vereinigung evozieren die Betroffenheit durch offene Fragen. Der Vorhang ist freilich noch nicht zu; er ist erst aufgezogen worden. Für die Bühne der neuen Staatlichkeit sind die Drehbücher neu zu entwerfen. Einstweilen ist sie ein Ort für Ungereimtes.

24 Frank Schirmmacher, Dem Druck des härteren, strengeren Lebens standhalten, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 2. Juni 1990.

Friedrich Dieckmann

Deutsche PEN-Geschichten

Eine Akten-Lese

Ein Aktenkonvolut ist erschienen, in Buchform und mit einer Sorgfalt der editorischen Präsentation, die sich nicht nur in einer Fülle von Anmerkungen, sondern auch in der philologischen Treue zu allen orthographischen Fehlern der Vorlagen kundgibt. Karl Corino, der in Frankfurt am Main ansässige, in der DDR-Literatur von langer Hand bewanderte Herausgeber, hat dem Band den Titel „Die Akte Kant“ gegeben¹, als ob es sich um Dossiers der preußischen Geheimpolizei über den Königsberger Philosophen handele. Das Buch versammelt jedoch eine Auswahl aus den Aufzeichnungen, welche sich Offiziere des DDR-Ministeriums für Staatssicherheit (MfS) von den Mitteilungen eines Mitarbeiters machten, der seit dem Ende der fünfziger Jahre regelmäßig von ihnen befragt wurde, des Romanschriftstellers und Kulturfunktionärs Hermann Kant. Die Dokumentation spannt einen weiten Bogen vom noch offenen Berlin der fünfziger Jahre, das ein Tummelplatz alliierter, deutscher und noch zahlreicher anderer Geheimdienste war, bis in jene Zeit, da der Autor Kant, durch seine Parteikarriere den Sicherheitsbefragern entrückt, vom Subjekt zum Objekt der Überwachung avanciert und sich durch die Erzählung „Plexa“ den idiotischen Vorwurf zuzieht, „feindlich-negativen Kräften bei ihren Angriffen gegen die Schutz- und Sicherheitsorgane ... Vorschub zu leisten“.

Corinos Sammlung bietet reichen Stoff für die Vergegenwärtigung und Ergründung der Mechanismen einer Herrschaft, die nicht abließ, das Feld der Literatur und derer, die sie hervorbringen, unter politischer Kontrolle zu halten. Sie ist, bei aller Subalternität dieser Papiere, eine Materialsammlung zur Geschichte der Kulturpolitik der DDR und enthält interessante Einzelheiten auch und gerade in PEN-Angelegenheiten. Auf seine vorgestanzte Weise fungiert der Sicherheitsapparat als ein spezialistisch-naiver, sach- und fachkundiger Gesamterzähler, nicht so sehr als der Teufel denn als des Teufels Großmutter, die sich

alles haarklein erzählen läßt, weil sie von nichts etwas versteht. Genauer gesagt: Der Teufel fungiert hier als seine eigene Großmutter², als ein grenzenloses Neugier-Institut, das immer wieder auf die eigene Dummheit zurückgeworfen wird.

Natürlich wäre Corinos Buch noch spannender, wenn es dem Leser auch die Dossiers der konkurrierenden Dienste an die Hand gäbe. Es wäre interessant zu wissen, wie sich etwa die Spaltung des PEN-Zentrums Deutschland in den Jahren 1950/51 und die Tätigkeit des aus ihm hervorgehenden Deutschen PEN-Zentrums Ost und West (es wurde von Bonner Seite für eine kommunistische Tarnorganisation gehalten und entsprechend schikaniert) in den Akten des westdeutschen Verfassungsschutzes und der bis 1955 US-Behörden unterstellten Organisation Gehlen niederschlug. Zum Nachteil der Forschung hängt die Akteneinsicht auf diesem Felde zurück; es fehlt an jenen gesetzlichen Regelungen, wie sie in den USA in den sechziger und siebziger Jahren durchgesetzt wurden und im Bereich der DDR rückwirkend in Geltung kamen. Aber auch ohne eine gesetzliche Regelung nach dem Vorbild der USA, wo das Federal Bureau of Investigation (FBI), die militärischen Geheimdienste und die Central Intelligence Agency (CIA) seit einiger Zeit über die Freedom of Information and Privacy Acts Einsicht in ihre Aktenschränke gewähren³, sollte es nach einer Frist von mehreren Jahrzehnten möglich sein, die betreffenden Dossiers aus den Diensten in Bonn und Pullach der Forschung zugänglich zu machen.

2 In den Volksmärchen der Gebrüder Grimm („Der Teufel und seine Großmutter“, „Der Teufel mit den drei goldenen Haaren“) fungiert des Teufels Großmutter als eine Observierungsinstanz eigener und völlig positiver Art; sie erscheint dort als ein Sicherheitsorgan, das sich mit den bedrängten Subjekten verbündet und ihnen Gelegenheit gibt, den Drachen, ihren Enkel, im sicheren Versteck, sei es in einer Höhlung, sei es als Ameise (oder Wanze?), zu belauschen, damit sie dessen lebensgefährliche Rätsel lösen können.

3 Vgl. Alexander Stephan, Im Visier des FBI/Deutsche Exilschriftsteller in den Akten amerikanischer Geheimdienste, Stuttgart – Weimar 1995, S. VII.

1 Karl Corino (Hrsg.), Die Akte Kant, Reinbek bei Hamburg 1995.

Splittergruppe

Immer wieder kommt das deutsche PEN-Wesen in jenen MfS-Aufzeichnungen vor, zum ersten Mal im April 1961, als die KP („Kontaktperson“) Kant zwei protokollierenden Offizieren von einem Hamburger PEN-Treffen berichtet, dem die Wochenzeitung „Die Zeit“ Raum gegeben hatte. In Kants Bericht ebenso wie in Corinos Anmerkungen bleibt der Hintergrund des Hamburger Treffens außer Betracht. Örtliche Instanzen hatten im Dezember 1960 die in Hamburg vorgesehene Generalversammlung des Deutschen PEN-Zentrums Ost und West verhindert; eine Pressekonferenz, auf der sich Arnold Zweig, Stephan Hermlin und Wieland Herzfelde gegen dieses Vorgehen verwahrten, war mit Polizeigewalt aufgelöst worden. Darauf hatte sich der „Zeit“-Herausgeber Bucerius ins Mittel gelegt und in eigener Regie eine PEN-Begegnung mit Autoren aus beiden deutschen Zentren arrangiert, der die Polizei freien Lauf ließ.

Anderthalb Jahre später läßt die inzwischen in Martin umbenannte KP Kant einen O.Ltn. Treike wissen, daß Erich Kästner, der „offen gegen den Militarismus“ auftrete (gemeint ist die westdeutsche Wiederbewaffnung), zugleich „der Hauptschuldige der Trennung des deutschen ‚Pen-Club-Zentrums‘ sei“. Der – überaus uninformierte⁴ – Satz fällt anläßlich eines DDR-Berliner Buchbars, auf dem ein 1962 im Aufbau-Verlag erschiener Gedichtband des Autors hochbegehrt gewesen war. Karl Corino, der in dem Anmerkungsteil seines Buches (allein dieser Treffbericht vom 4. Oktober 1962 enthält 33 Fußnoten) eine ausgreifende Arbeit geleistet hat, versieht den Satz über Kästner mit einer Fußnote, die näherer Betrachtung nicht standhält. „1949“, liest man hier, „hatte sich in Göttingen ein ‚Deutsches PEN-Zentrum‘ gebildet, 1951 etablierten kommunistische Schriftsteller und westdeutsche Gesinnungsgenossen eine Splittergruppe unter dem Namen ‚PEN-Zentrum

4 „Erich Kästner“, erinnert sich Hans Mayer, einer der Teilnehmer der Düsseldorfer Tagung, „war nicht erschienen: Er dürfte gewußt haben, was sich vorbereitete, und begehrte wohl insgeheim, nicht schuld daran zu sein. . . . Vom ersten Augenblick an war zu spüren, daß eine mächtige Gruppe der westdeutschen Kollegen, offensichtlich mit politischer Rückendeckung sowohl in Bonn wie bei dem inzwischen sehr eifrigen ‚Kongreß für kulturelle Freiheit‘ des Melvin J. Lasky, ein weiteres Zusammenwirken mit ihren . . . Kollegen aus der DDR nicht weiter zu tolerieren gedachte.“ (Hans Mayer, Ein Deutscher auf Widerruf. Erinnerungen II, Frankfurt am Main 1984, S. 69.)

Ost und West“ mit Sitz in München und unter dem Präsidium von Arnold Zweig.“

Es war alles ganz anders, und daß ein sorgfältig recherchierender Herausgeber wie dieser eine so abwegige Darstellung dieses Schlüsselvorgangs gibt, zeugt von der auf diesem Feld verbreiteten Unkenntnis⁵. Mit Zustimmung des Internationalen PEN hatten 1948 in Göttingen zwanzig deutsche Autoren aus den vier Besatzungszonen und Berlin das PEN-Zentrum Deutschland gegründet, darunter vier Remigranten mit Wohnsitz in der sowjetischen Besatzungszone: J. R. Becher, Ludwig Renn, Anna Seghers und Friedrich Wolf. Bei Wahlen im November 1949 wurden 94 neue Mitglieder aufgenommen, von denen nur neun in der DDR wohnten (es waren Ernst Bloch, Bertolt Brecht, Stephan Hermlin, Peter Huchel, Alfred Kantorowicz, Hans Mayer, Rudolf Leonhard, Ehm Welk und Arnold Zweig), so daß von der gesamten Mitgliedschaft (inzwischen 112 Personen) nur 13 aus der kurz zuvor gegründeten DDR kamen. Wie dieses Zentrum zerfiel, nämlich keineswegs durch Absonderung der DDR-Autoren samt „westdeutscher Gesinnungsgenossen“, sondern durch eine Sezession der westdeutschen Mehrheit, hat Dieter Schlenstedt in seiner Einleitung zu dem Autorenlexikon des Deutschen PEN-Zentrums (Ost) (Berlin 1995) skizziert⁶. Vorangegangen war eine auf der Aktenhinterlassenschaft des DDR-Zentrums fußende Forschungsarbeit von Christine Malende, deren umfangreiches Typoskript hier dankbar herangezogen wird⁷.

5 Das von dem Generalsekretär Martin Gregor-Dellin 1978 im Münchner Goldmann Verlag herausgegebene und eingeleitete „Mitgliederbuch“ des deutschen West-PEN beschreibt die Verhältnisse in aller Kürze präzise: „1949 konstituierte sich der deutsche P.E.N.-Club bei einer Sitzung in Göttingen . . . 1951 brach dieser deutsche P.E.N., der aus Schriftstellern aus Ost und West zusammengesetzt war, unter dem Druck des ‚kalten Krieges‘ auseinander. Auf der Jahrestagung des deutschen Zentrums in Düsseldorf kam es bei der Erörterung der Lausanner Friedensresolution über die Auslegung der Begriffe ‚Frieden‘ und ‚Freiheit‘ zu unüberwindbaren Meinungsverschiedenheiten. 43 westdeutsche P.E.N.-Mitglieder gründeten daraufhin im Dezember 1951 in Darmstadt das ‚Deutsche P.E.N.-Zentrum der Bundesrepublik‘, das im Jahr darauf [es war 1953 – F. D.] von der internationalen Exekutive anerkannt wurde.“ (S. 17) In dem kurzen Vorwort des Generalsekretärs Hans Werner Schwarze zu dem „Autorenlexikon“ des BRD-PENs von 1988 heißt es lakonisch: „Unser P.E.N. ist nicht ‚der deutsche‘! Anfang der fünfziger Jahre wurde deutsche Zweistaatlichkeit auch im P.E.N. eine Realität.“ (S. 9)

6 Siehe auch den einleitenden Vortrag von Therese Hörnigk zu einem öffentlichen Berliner PEN-Gespräch am 13. November 1992 in: Gespräche zur Selbstaufklärung '92/Dokumentation nach Tonbandkassetten, hrsg. vom Deutschen PEN-Zentrum (Ost), Berlin 1993, S. 169 ff.

7 Siehe auch Christine Malende, Die „Wiedererrichtung“ und Trennung des PEN-Zentrums Deutschland 1946/48 bis

Als das Schlüsselereignis der deutschen PEN-Spaltung erweist sich eine Brandrede J. R. Bechers, der im Juli 1950 von der Ost-Berliner Tribüne des 2. Deutschen Schriftstellerkongresses mit maßloser Schärfe auf die Attacken eines vorausgegangenen (und von dem US-Amerikaner Melvin J. Lasky inspirierten) West-Berliner „Kongresses für kulturelle Freiheit“ erwidert hatte. Becher, der durch seine Intervention beim Internationalen PEN entscheidenden Anteil an der deutschen Gründung von 1948 hatte, amtierte seit 1949 als 1. weiterer Präsident neben dem 2. weiteren Präsidenten Kästner an der Spitze des von dem Philosophen Hermann Friedmann als geschäftsführendem Präsidenten geleiteten PEN-Zentrums Deutschland, zu dessen Generalsekretär 1949 Ernst Pentzoldt und zu dessen Schatzmeister Johannes Tralow gewählt worden war. Seine in der Zeitschrift „Aufbau“ veröffentlichte Rede führte zu einem Offenen Brief von drei Teilnehmern des Lasky-Kongresses, den Schriftstellern Rudolf Pechel, Theodor Plivier und Günther Birkenfeld, die dazu aufforderten, die PEN-Gemeinschaft mit dem Kulturbundpräsidenten und seinen Gesinnungsgenossen aufzugeben. Bechers Erwiderung⁸ verwies darauf, daß seine Angriffe nicht allen Teilnehmern jenes Kongresses gegolten hätten, sondern ausschließlich jenen ausländischen („Herrn Lasky, Herrn Koestler, Herrn Burnham und ähnlichen Figuren“), von denen Koestler soweit gegangen sei, in Laskys Zeitschrift „Der Monat“ (sie war, wie sich Jahrzehnte später herausstellte, CIA-finanziert) zur Bildung einer europäischen Freiheitslegion wider den Kommunismus aufzurufen. Im Hintergrund aller dieser Aktionen und Gegenaktionen stand der im Juni ausgebrochene Koreakrieg; in Berlin prallten Ängste und Agitationen unmittelbar aufeinander.

Bechers Brief-Antwort stammte vom 13. Dezember 1950; kurz zuvor war der Autor auf der Wiesbadener PEN-Tagung in der Funktion eines „weiteren Präsidenten“ einstimmig bestätigt worden. Der Sezessionsvorstoß der drei Autoren schien abgewehrt, aber seine Protagonisten ruhten nicht,

1951/53, in: Zeitschrift für Germanistik, Neue Folge, (1995) 1, S. 82–95.

8 In der Wochenzeitung „Sonntag“ vom 17. Dezember 1950; ähnlich Bechers Brief an die Mitglieder des deutschen PEN-Zentrums vom 13. Dezember 1950. Beide Texte sind mit vielen andern wiedergegeben in der vom Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands (also von Becher selbst) Mitte 1951 herausgegebenen Broschüre „Standort des deutschen Geistes oder: Friede fordert Entscheidung/Johannes R. Becher und der PEN-Club. Eine Antwort“, die eine Gegenschrift zu der Bonner Ministeriumsbrochure (s. Anm. 9) war.

und ein Bonner Ministerium machte sich ihr Anliegen zu eigen; es gab im Mai 1951 eine Broschüre heraus, deren anonymen Vorwortschreiber an den „Fall Becher“ die rhetorische Frage knüpfte, „wie weit die alte und bislang so selbstverständliche Vorstellung einer geistigen Einheit Deutschlands durch die politischen Ereignisse der letzten Jahre erschüttert worden“ sei⁹. Das ministerielle Opus, das Becher als „Vertreter der sowjetdeutschen Literatur“ apostrophierte (es druckte seine Antwort an Pechel immerhin ab), unterschied vier Gruppen innerhalb des Deutschen PEN: Für die agonalen Flügel wurden einerseits Becher und Hermlin, andererseits Plivier und Pechel namhaft gemacht; die dritte, auf Ausgleich und Vermittlung bedachte Gruppe wurde mit den Namen von Hermann Friedmann, dem Zentrumspräsidenten, und Axel Eggebrecht bezeichnet; beide kamen innerhalb der Broschüre mit Erwidern zu Wort. „Die vierte und größte Gruppe endlich“, konstatiert der ministerielle Anonymus, „läßt die Dinge laufen und schweigt.“ Um sie aufzumöbeln, fügt er am Ende zwei Texte an, die für Laskys „Monat“ geschrieben worden waren, darunter den Absagebrief eines in England lebenden Sohnes von Becher an seinen Vater. Der kalte Krieg ging auch hier aufs Ganze.

Hermann Friedmann, der 1. Zentrums-Präsident, verwahrte sich in einer Zeitungsäußerung gegen die ministerielle Einmischung und verwies darauf, daß der mit dem Fall Becher befaßte Londoner PEN keinen Grund zum Eingreifen gesehen habe. Als aber Becher im Oktober 1951 auf der Düsseldorfer Jahresversammlung des PEN-Zentrums Deutschland, zu der acht Ost- und fünfzehn West-Mitglieder erschienen waren, wiederum ordnungsgemäß zum 2. Präsidenten gewählt wurde (seine Gegenkandidaten, darunter Kästner und Edschmid, hatten durchweg weniger Stimmen erhalten), traten am Abend nach dieser Wahl zwölf in der Westrepublik wohnende Teilnehmer der Versammlung aus dem PEN-Zentrum Deutschland aus und gründeten bald darauf ein eigenes Zentrum, das den Staatsnamen Bundesrepublik Deutschland im Schilde führte. Es umfaßte nach Gregor-Dellins Angaben (vgl. Anm. 5) zunächst nur 43 Mitglieder des gesprengten Zentrums (also nicht einmal die Hälfte seiner westdeutschen Mitglieder), wählte Darmstadt zu seinem Sitz und wurde von dem die Vorgänge mit tiefem Unbehagen verfolgenden Internationalen Zentrum erst 1953 anerkannt. Das Mißbehagen mochte auch

9 „Die Freiheit fordert klare Entscheidungen/Johannes R. Becher und der PEN-Club“, hrsg. vom Bundesministerium für gesamtdeutsche Fragen, Bonn 1951, S. 5.

deshalb so groß sein, weil die Abspaltung der westdeutschen Mitglieder nicht nur als block-politische Operation, sondern auch als Dissens zwischen Emigranten und Nicht-Emigranten erscheinen konnte: Elf der dreizehn PEN-Mitglieder aus der DDR waren remigrierte Exsulanten. So hatte auch Bechers emphatische Zurückweisung der Lasky-Koestlerschen Agitation nicht nur mit seiner Parteizugehörigkeit zu tun, sondern ebenso damit, daß er als deutscher Emigrant in der Sowjetunion die Wirkung eines antikommunistischen Kreuzzugs vier Jahre lang erlebt hatte.

Ein Hauptvorgang der Düsseldorfer Tagung ist ungeklärt: die Kandidatur Tralows gegen Friedmann bei der Präsidentenwahl des zweiten Tages. Friedmann hatte sich gegenüber den Anti-Becher-Aktionen der Gruppe um Pechel und Plivier präsidental-vermittelnd gezeigt; allerdings hatte er im Juni 1951 in Lausanne eine Tagung des Präsidiums durch vorzeitige Abreise zu verhindern gewußt. Aus derselben Zeit stammen Bekundungen Bechers, die angesichts der ausgebrochenen Polemik eine Verselbständigung der DDR-Mitglieder innerhalb des gemeinsamen Zentrums in Betracht ziehen¹⁰. In Düsseldorf erhielten beide Präsidentschafts-Kandidaten elf Stimmen, so daß eine Wiederholung der Wahl nötig geworden wäre; dem entzog sich Friedmann durch einen Vorgang, der kein Rücktritt war (es ging um eine satzungsgemäße Wahl nach dem Ablauf der einjährigen Amtsperiode), sondern nur der Verzicht auf die Kandidatur. Dennoch hätte die Wahl wiederholt werden müssen; statt dessen trat Tralow, der ebenso wenig wie Friedmann die Mehrheit der abgegebenen Stimmen erhalten hatte, das Amt des Geschäftsführenden Präsidenten an. Offenbar war er von den acht DDR- und den drei dissidentischen West-Mitgliedern in ein Amt gewählt worden, das anzustreben nur sinnvoll war, wenn auch die DDR-Gruppe auf Spaltung zielte. War ihr eine Agitation zuviel geworden, die im unmittelbaren Vorfeld der Düsseldorfer Tagung mit einer Broschüre von sechs westdeutschen PEN-Mitgliedern wider das „sowjetkommunistische Regime“ (vier der Autoren waren in Düsseldorf erschienen) noch einmal angeheizt worden war? Der Dilettantismus einer Satzung, die zur Wahl in wichtige Vorstandsämter keine einfache Stimmenmehrheit der Teilnehmer zur Bedingung machte, hat wesentlich zu dem Fehllauf der Tagung beigetragen.

Der weitere Verlauf der Sitzung wurde von der Weigerung des amtierenden Generalsekretärs Edschmid bestimmt, seine – per Akklamation –

einstimmige Wiederwahl anzunehmen. (Er wurde wenig später Generalsekretär des neuen West-PEN.) Daß zuvor bei der Wahl zum 2. Präsidenten gegen Becher nicht nur der abwesende Kästner (6 Stimmen), sondern auch der anwesende Edschmid (5 Stimmen) kandidiert und damit eine Spaltung der westdeutschen Stimmen bewirkt hatte, deutet darauf, daß die durch die Tralow-Wahl gestärkten Sezessionskräfte um Borée, Kasack und Beheim-Schwarzbach Wert auf die Wiederwahl Bechers legten, um einen medienwirksamen Vorwand für die Sprengung des Zentrums zu haben. Der Preis für dieses Vorgehen war allerdings hoch; er bestand in der Mißachtung einer ordnungsgemäßen Wahl innerhalb des einheitlichen deutschen Zentrums.

Die von Corino als „Gesinnungsgenossen kommunistischer Schriftsteller“ etikettierten Sezessionsverweigerer meint jene drei westdeutschen bzw. Westberliner Teilnehmer der Düsseldorfer Tagung, die dem massiven politischen Druck standhielten, der in dieser giftgeschwollenen Blütezeit des kalten Krieges die westdeutsche PEN-Separation beförderte, und mit den DDR-Autoren im PEN-Zentrum Deutschland verblieben waren; es waren die drei mit Becher gewählten Vorstandsmitglieder Johannes Tralow, Günter Weisenborn und Hans Henny Jahnn. Gegen den ersteren, der auf der Düsseldorfer Tagung in das Amt des Geschäftsführenden Präsidenten gewählt worden war (er übte es von 1953 bis 1956 unter dem Präsidenten Bertolt Brecht aus), vollstreckten westdeutsche Sicherheitsorgane 1953 einen Hausdurchsuchungsbefehl, der sich auf seine Kulturbundarbeit bezog. Schon 1947 war Tralow der amerikanischen Besatzungsmacht als Vorsitzender der Starnberger Entnazifizierungskammer unangenehm aufgefallen und zur Niederlegung dieses Amtes veranlaßt worden. Seit 1950 wurden seine Romane von westdeutschen Verlagen boykottiert; der Ost-Berliner Verlag der Nation druckte von ihnen bis 1968 920 000 Exemplare. Erst in neuerer Zeit ist Tralow, der kein Kommunist, aber ein entschiedener Antifaschist war (in den sechziger Jahren siedelte der Achtzigjährige aus seiner bayerischen Heimat nach Ost-Berlin über), durch Lizenzausgaben des Rowohlt Verlags auch im westlichen Deutschland als Autor wieder zuhänden.

Thomas von Vegesack, der schwedische Vizepräsident des Internationalen PEN, hat 1986 in einem fesselnden Abriß der Gesamtgeschichte dieser Vereinigung auf die Opposition hingewiesen, die 1952 auf einer internationalen Exekutivtagung ein französischer Delegierter der Anerkennung des

¹⁰ S. Ch. Malende (Anm. 7), S. 91.

westdeutschen Sezessionszentrums mit dem Hinweis entgegengesetzte, „er habe zwar von revoltierenden Minderheiten gehört, daß aber eine Majorität sich verfolgt fühle, sei etwas Neues“¹¹. Die DDR-Mitglieder hatten kaum ein Achtel des gesprengten Zentrums ausgemacht; sie waren tatsächlich nicht mehr als eine Splittergruppe. Nur daß nicht sie, sondern die Mehrheit sich abgesplittet hatte, ein Vorgang, der dem Grundmuster der deutschen Staatsteilung von 1948/49 von weitem gleich. Daß er einigen DDR-eigenen Scharfmachern in den Kram paßte, versteht sich am Rande. Mit Recht weist Schlenstedt darauf hin: Wäre Becher, wie viele um Verständigung bemühte westdeutsche Autoren, darunter Friedmann, Kästner, Pentzoldt und Tralow, vorschlugen, 1951 als Kopräsident zurückgetreten, um einem politisch weniger exponierten DDR-Autor Platz zu machen¹², hätte er den ministeriell ermunterten Sezessionisten den Wind aus den Segeln genommen.

Biermann-Wahl

Der sich seit 1951 durch Zuwahlen erweiternde Rumpf-PEN aus den überwiegend SED-bezogenen ostdeutschen und einer Reihe dissidentischer westdeutscher Autoren nahm nach der Londoner Anerkennung des Darmstädter Zentrums den Namen Deutsches PEN-Zentrum Ost und West an und behielt ihn bis zum Jahre 1967, als in Analogie zu dem westdeutschen Zentrum (und im Vorfeld der von der neuen DDR-Verfassung vollzogenen staatsrechtlichen Verselbständigung des Landes) der Staatsname DDR angenommen wurde. Anfang 1965 griff die kulturelle – und nicht bloß kulturelle – Aufbruchsstimmung, die sich in der DDR bemerkbar machte, auch auf das PEN-Zentrum über; im April 1965 wurde außer dem Dramatiker Hartmut Lange und Hans Bunge, dem damals in der „Sinn-und-Form“-Redaktion tätigen (und dort nachmals gröblich entlassenen) Gründer

des Brecht-Archivs, sowie zwölf weiteren Autoren aus mehreren Ländern (darunter Elisabeth Hauptmann, Günter Kunert, Arno Peters, Peter Weiss und Konrad Farner) der 28jährige Wolf Biermann in das Zentrum gewählt, der seit zwei Jahren als Sänger und Liedermacher Furore machte. Mitte September (das Kahlschlag-Plenum der SED vom Dezember wirft seine Schatten voraus) wird Informant Martin, der inzwischen zum GI (Geheimen Informator) aufgerückt ist, über den Vorgang befragt und gibt ausweichende Auskünfte, verbergend, wer den Wahlvorschlag unterstützte (vermutlich Kant selber) und von wem er kam. Er kam von Stephan Hermlin und Peter Hacks¹³, der erst viel später von Biermann abrückte und es dann so vehement tat, daß der Rückstoß des Kanonenrohrs ihn selbst schmerzhaft traf.

„Er war an dieser Sitzung anwesend“, notiert der Oberleutnant Treike von seinem (und über seinen) GI, „konnte jedoch nicht feststellen, wer den Vorschlag zur Aufnahme des [Biermann] in das PEN-Zentrum Ost-West gemacht hat. Zu den einzelnen Diskussionen, die sich im Zusammenhang mit der Person ergeben haben, konnte der GI nichts konkretes berichten, da der GI nur zeitweilig an der Veranstaltung des PEN-Zentrums teilnahm. Die Wahl erfolgte wie bei allen anderen Kandidaten in geheimer Abstimmung. Vor der Wahl erfolgte eine kurze Aussprache der Genossen der Partei. Auf dieser Aussprache wurde beschlossen, gegen die Kandidatur [Biermanns] auf Grund seines in der Vergangenheit gezeigten Verhaltens zu stimmen. Da jedoch die Genossen im PEN-Zentrum nicht in der Mehrheit sind, konnte es vorkommen, daß [Biermann] als Mitglied gewählt wurde.“

Sollten die SED-Mitglieder unter den 21 erschienenen und den 19 abstimmenden PEN-Mitgliedern (die Anwesenheitsliste weist sie aus) tatsächlich in der Minderheit gewesen sein? Die geheime Wahl macht die Frage (und die andere, wer von den Nicht-SED-Mitgliedern für oder gegen Biermann gestimmt haben könnte) irrelevant¹⁴. Kant

13 Das Protokoll der Tagung vom 28. April 1965 vermerkt: „Um die Kandidatur von Wolf Biermann entspann sich eine langwierige Debatte. Seine Kandidatur wurde wegen eines zu geringen literarischen Œuvres stark angefochten. Ingeburg Kretzschmar versuchte die Wahl zu verschieben. Dr. Peter Hacks bestand auf Weiterführung der Diskussion und Aufnahme in die Wahllisten.“

14 Da bei den Mitgliedswahlen nur Zustimmungen gerechnet wurden (Stimmenthaltungen hatten damit faktisch den Charakter von Gegenstimmen), haben die beiden Teilnehmer der Versammlung, die vor der Abstimmung gegangen waren (offenbar wollten sie weder gegen die SED-Empfehlung verstoßen noch gegen Biermann stimmen), dessen Wahl begünstigt, indem sie die Stimmenmehrheit um eine ent-

11 Thomas von Vegesack, Aus der Geschichte des PEN-Clubs, in: PEN-International, hrsg. von Gerd E. Hoffmann, München 1986, S. 26.

12 Hermann Friedmann schlägt J. R. Becher in Briefen vom 20. April und vom 4. Mai 1951 vor, „auf seine Präsidialeigenschaft“ zu verzichten und sich durch ein „politisch weniger aktives PEN-Mitglied aus dem Osten“ ersetzen zu lassen (nach Christine Malende). Nach der Düsseldorfer Abspaltung sind es Eggebrecht, Nossack, Weisenborn, Jahnn und Beheim-Schwarzbach, die Becher dies in Gesprächen und am 6. November 1951 in einem gemeinsamen Brief vergebens nahelegen.

will verschleiern, daß ein Teil der SED-Mitglieder entgegen der Partei-Maßgabe für den mit einer Mehrheit von einer Stimme gewählten Biermann gestimmt hat, darunter, wie er nachmals glaubhaft bekundete, auch er selbst. Der Geheime Informator entgegnet der Beunruhigung des Oberleutnants mit dem Hinweis auf den repräsentativen Charakter der PEN-Mitgliedschaft; eben darin lag der obrigkeitliche Haken. Die Mitgliedschaft im DDR-PEN war ein wirksamer Schutz vor jeder Strafverfolgung; die SED-Instanzen wußten, daß sie im Verhaftungsfall eine internationale Organisation von weltweiter Reputation auf den Fersen haben würden. So wenig dieser Autorenclub in der Lage war, der DDR-Verfassung Eingang in die politische Wirklichkeit zu verschaffen (dazu bedurfte es, wie sich im Herbst 1989 zeigte, stärkerer Mächte¹⁵), so schloß die Mitgliedschaft doch jeden Gewählten an eine internationale Autoren-Gemeinschaft an. Adolf Endler, der 1955 wegen Androhung eines politischen Strafverfahrens aus seiner westdeutschen Heimat in die DDR übersiedelt war, heftete 1979, als er mit andern Autoren einen das Devisenverfahren gegen Stefan Heym betreffenden Protestbrief an Honecker geschrieben und im Westen veröffentlicht hatte (er wurde daraufhin aus dem von Kant geleiteten Schriftstellerverband ausgeschlossen), ein Schild an seine Wohnungstür: Mitglied des Internationalen PEN.

scheidende Stimme (von elf auf zehn) verminderten. Nach dem Satzungsmuster der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung ist 1990 im Berliner PEN-Zentrum eine Wahlordnung eingeführt worden, die verhindert, daß Stimmenthaltungen bei einer Mitgliedszuwahl automatisch als Gegenstimmen gerechnet werden.

15 Die siebenhunderttausend Menschen, die am 4. November 1989 auf dem Berliner Alexanderplatz zusammenströmten, demonstrierten für die Inkraftsetzung jener Verfassungsartikel, die – mit den Worten der PEN-Charta – „Äußerungsfreiheit“ und „freie Kritik gegenüber den Regierungen, Verwaltungen und Einrichtungen“ garantierten. Daß jene gewiß nicht lokalen Polizei- und Sicherheitsinstanzen, die diese Kundgebung zu genehmigen hatten, und auch einige der Initiatoren (als Antragsteller fungierte die Betriebsgewerkschaftsleitung des Berliner Ensembles) sich von dieser Kundgebung die Unterstützung des neu gewählten Staats- und SED-Chefs Krenz versprochen, ergab sich aus der Tatsache der polizeilichen Genehmigung ebenso wie aus Teilen der Rednerliste. Der Gedanke, eine Presse- und Demonstrationsfreiheit einfordernde Versammlung könne sich zugunsten von Krenz auswirken, der sich als langjähriger FDJ-Chef ins Bewußtsein der jungen Generation plastisch eingeschrieben hatte, wurde schon durch den ungeheuren Zustrom ad absurdum geführt, der sich einige Tage vorher angekündigt hatte; er zeigte an, daß hier eine unmittelbare Volksabstimmung über den Sekretärswechsel an der Spitze der SED und über die SED-Herrschaft schlechthin stattfinden würde, so daß nachmals von dem Versuch zuständiger Stellen zu hören war, den Leiter des Berliner Ensembles zwei Tage vorher zur Absage der Kundgebung zu veranlassen.

Vorausversammlungen

„Vor der Wahl“, notiert der Oberleutnant am 15. September 1965 die Kundgabe des GI, „erfolgte eine kurze Aussprache der Genossen der Partei.“ Solche Absprachen, zeigt sich, waren der Brauch, eine andere Protokollstelle verzeichnet die Anleitungsverhältnisse; anlässlich einer PEN-Versammlung am 28. Oktober 1975 tritt, so Kant als Martin, ein Vertreter der Kulturabteilung des SED-Zentralkomitees „vor die PEN-Mitglieder“, nämlich die voraustagenden SED-Mitglieder unter ihnen. Daß dieser Brauch bis 1989 fortgesetzt wurde, steht zu vermuten; die Angaben einiger potentieller Teilnehmer legen jedoch den Schluß nahe, daß die Verbindlichkeit dieser Zusammenkünfte in den achtziger Jahren nachließ; von drei Befragten konnte sich keiner mehr an eine solche Vor-Sitzung erinnern.

Wenigstens der letzte Generalsekretär – als derjenige, aus dessen Büro die Terminmitteilungen ergingen – müßte es, sollte man meinen, wissen. Aber auch Walter Kaufmann, der 1985 in dieses Amt berufen wurde, weiß auf Befragen gar nichts und verweist auf seine Nichtmitgliedschaft in der SED. Genauer ist ein von Christine Malende aufgewiesener Briefdurchschlag des damaligen Generalsekretärs; der Brief – vom 22. März 1989 – ist an den für PEN-Belange zuständigen Mitarbeiter der „Abteilung Kultur beim ZK der SED“ gerichtet und enthält die Klarstellung: „Die Genossen, die Mitglieder im P.E.N.-Zentrum DDR sind, gehören nicht in dieser Organisation, sondern im Schriftstellerverband der Parteigruppe an. Bei uns werden sie nur von der Kulturabteilung des ZK kurz vor den Generalversammlungen des P.E.N.-Zentrums zusammengerufen, um sich über ihre Haltung auf der Tagung zu vereinbaren.“

Ein anderes Papier aus der Zeit nach jener aufseherregenden Mitgliederversammlung, die am 1. März 1989 die Forderung nach Freilassung Václav Havels an die ČSSR-Instanzen gerichtet hatte, erweist, daß in besonderen Fällen auch das Präsidium des Zentrums inoffiziell und faktisch illegal, nämlich unter Ausschluß der Nicht-SED-Mitglieder, tagte, wiederum unter Mitwirkung eines Mitarbeiters der Literaturabteilung im Kultursekretariat des Zentralkomitees.

Die Kaufmannsche Briefstelle macht deutlich: Die Vorausversammlungen der SED-Mitglieder führ-

ten nicht (oder doch nur zeitweilig und virtuell¹⁶) zur Bildung einer strukturierten Parteigruppe, wie es sie unter den SED-Mitgliedern der Künstlerverbände und der Akademie der Künste gab. Sie fungierten, wie auch die Martins-Berichte zeigen, als Ad-hoc-Kongregation; Kenner sprechen von „Konferenzparteigruppe“. Hier wurde unter Anleitung der Kulturabteilung des SED-Zentralkomitees (und das hieß: unter Ausschaltung aller niederrangigen Parteiinstanzen, auch der mächtigen Berliner Bezirksebene) festgelegt, wie die Parteimitglieder sich bei anstehenden Wahlen verhalten sollten – eine Maßgabe, die sich an der allzeit befolgteten Vorschrift der geheimen Wahl brach. Nur teilweise folgten die SED-Mitglieder der hier gegebenen Anleitung – und ein Drittel Gegenstimmen genügte seit 1967 zur Verhinderung einer vom Präsidium eingebrachten, folglich ZK-genehmigten Mitgliedswahl, allerdings umgekehrt auch zur Ablehnung eines von anderer Seite eingebrachten Vorschlags.

Dieser eigentümliche Modus war 1949 auf der Münchner Jahresversammlung des PEN-Zentrums Deutschland in Abwesenheit der DDR-Mitglieder in die Satzung eingeführt worden; das Zentrum Ost und West hatte ihn später zugunsten der Mitgliedswahl mit einfacher Mehrheit fallengelassen. Erst nach der mit zehn von neunzehn Stimmen erfolgten Wahl Biermanns im April 1965 wurde die alte Regelung reaktiviert, ganz offenbar, um so knappe Zuwahlen in Zukunft zu verhindern. Aber das Instrument war zweischneidig, insofern es zwei Minderheiten ein Vetorecht bei Mitgliedswahlen einräumte, einer SED-fixierten und einer unabhängigen¹⁷; so kam es, daß selbst Präsidiumsmit-

16 Bei einem vom Deutschen PEN-Zentrum (Ost) am 13. November 1992 in der Berliner „Literaturwerkstatt“ veranstalteten Podiumsgespräch, dessen Protokoll in den „Gespräche“-Band (s. Anm. 6) einging, erläuterte Heinz Kahlau: „Nach der Biermann-Ausbürgerung und dem Fortgehen der anderen Schriftsteller meinte man, eine SED-Parteigruppe des PEN installieren zu müssen. Und ich war als deren Sekretär vorgesehen. Im Gebäude des ZK wurde eine Versammlung aller SED-Mitglieder des PEN einberufen, und man wählte mich mehrheitlich. . . . Eine Zeitlang hatte ich diese Funktion inne, ohne daß es zu irgendwelchen Aktivitäten gekommen wäre. Eines Tages, nach dem Tode von Keisch, erfuhr ich von Kamnitzer, daß die Parteigruppe des PEN überflüssig wäre.“ (S. 185) Es hat also etwa sieben Jahre lang – von 1978 bis 1985 – pro forma auch eine organisierte SED-Parteigruppe im PEN-Zentrum gegeben. Auch Stephan Hermlin hat sich auf dem Berliner PEN-Forum vom November 1992 zu den „Fraktionssitzungen“ geäußert, „die vor den PEN-Mitgliederversammlungen abgehalten wurden“ (S. 204).

17 So erreichten auf der Mitgliederversammlung des Jahres 1970 von 13 Zuwahlvorschlägen des Präsidiums (sie waren, wie die Akten des Zentrums ausweisen, vom ZK-Apparat genehmigt und der Ad-hoc-Parteigruppe zur Wahl

glieder des Schriftstellerverbands (Holtz-Baumert, Sakowski, Görlich) niemals PEN-Mitglieder wurden. Der Darmstädter PEN hat seine Mitgliederversammlungen von Anfang an von der Mitgliedswahl ausgeschlossen; hier stimmt ausschließlich das Präsidium über vorgeschlagene Neuaufnahmen ab (und das einzelne Mitglied hat dann die Möglichkeit des Einspruchs). Ein von Christine Malende aufgewiesener Versuch Kamnitzers, diesen nicht sonderlich demokratischen Modus in das PEN-Zentrum Ost und West einzuführen, ist gescheitert; das Verfahren hätte die Mitgliedswahl faktisch in die Hände der SED-Hierarchie gegeben. 1964 unternahm Alfred Kurella einen Vorstoß zur Abschaffung der geheimen Abstimmung bei Mitgliedswahlen; auch er blitzte ab.

Die Vorauszusammenkünfte der SED-Mitglieder bei PEN-Versammlungen standen zwar formal nicht im Widerspruch zu einer PEN-Charta, die sich mit Details wie Mitgliedswahlen nicht befaßt. Daß sie aber als Instrument parteipolitisch bestimmter Wahlbeeinflussung ein wesentlich un- und widerdemokratisches Verfahren waren, liegt zutage. Wie der PEN-Geschäftsführer Ilberg diese Praxis, die zu den wesentlichen Herrschaftsinstrumenten der SED auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens gehörte¹⁸, einmal offenlegte, steht – unter dem 3. April 1970 – auch in den Martinspapieren geschrieben. Ilberg hatte zwei notorisch unabhängige Geister, Peter Hacks und Heiner Müller, beide Nicht-Mitglieder der Staatspartei, zu einer solchen Vorausversammlung eine Stunde vor Beginn der eigentlichen Tagung eingeladen. Hacks war gekommen, hatte den Charakter der Zusammenkunft bemerkt und war mit dem Ausruf entwichen, „daß er an so einer Verschwörung nicht teilnehme“.

Kant, der nun im Rang eines IMS (S für Sicherheit) geführt wird, schützt Ilberg, indem er dessen Einladung als Lapsus hinstellt, was sie schwerlich war, sowenig wie die Einladung des 1968 in Partei-

empfohlen) nur sechs die erforderliche Mehrheit. Aus der Mitte der Versammlung kamen sieben weitere Vorschläge, von denen einer (Alfred Wellm) die Zwei-Drittel-Hürde nahm.

18 In einem vom Deutschen PEN-Zentrum (Ost) 1992 veranstalteten und von Dieter Schlenstedt geleiteten öffentlichen Gespräch zwischen Friedrich Schorlemmer und Hermann Kant sprach der letztere von „unserer absoluten Unfähigkeit, mit der uns gegebenen oder von uns genommenen Macht umzugehen“, und fügte ein Bekenntnis zur neuen Ordnung hinzu, das das Auditorium mit „leisem Gemurmur“ quittierte: „Ich hoffe nur, daß es anderen, denen, die die demokratische Macht jetzt haben, beim Umgang mit ihr besser ergehen wird als mir. Und ich will sie sogar heftig darin unterstützen.“ („Gespräche“ [Anm. 6], S. 87)

ungnade gefallenen und aus der österreichischen KP ausgeschlossenen Wiener Autors Ernst Fischer zu der Versammlung des Berliner Zentrums, dem er zu diesem Zeitpunkt als Mitglied angehörte. Fischer trat wenig später wieder in den Österreichischen PEN ein, der sein KP-verbundenes Mitglied nach 1956 vergrault hatte und sich ihm nun – nach Fischers Protest gegen die Prager Invasion – wieder öffnete: PEN-Clubs als Wetterhäuschen der Weltgeschichte.

Zwei Nichtgewählte

Der Romancier Werner Ilberg (1896–1978), ein Heimatvertriebener des Jahres 1933, der 1947 aus dem Londoner Exil in seine Heimatstadt Wolfenbüttel zurückgekehrt war und 1956 in die DDR übersiedelte, war im Dezember 1951 in das verbliebene PEN-Zentrum Deutschland gewählt worden. 1968 wurde er zum Nachfolger der in eine Finanzbredouille verwickelten Geschäftsführerin Kretzschmar berufen; die Mitgliederversammlung des Jahres 1970 wählte ihn zum Generalsekretär¹⁹ – in ein Amt, das seit dem Rücktritt des westdeutschen Autors Herbert Burgmüller im Jahre 1957 geruht hatte. Solange Ilberg es innehatte, herrschte auf den clubinternen Leseabenden des Berliner Zentrums (sie waren 1970 auf Initiative Stephan Hermlins eingerichtet worden) ein Klima kollegialen Vertrauens und offener literarischer Mitteilung. Dieses erlosch, als im Jahre 1975 Henryk Keisch (1913–1986) zum Generalsekretär gewählt wurde, wie Kamnitzer ein Mann mit kenntlich prohibitiver Mission. So überrascht es nicht, Corinos Buch zu entnehmen, daß nicht nur Kamnitzer, der erstmals 1970, in der gesteigert repressiven Endphase der Ulbricht-Herrschaft, zum Präsidenten des Zentrums gewählt worden war, sondern auch Keisch Agent des staatlichen Geheimdienstes war. Gegen beide hatte Stephan Hermlin sich zu behaupten, dessen Position durch den Machtantritt des ihm aus alten antifaschistischen Kampf- und späteren FDJ-Zeiten gewogenen Honecker und durch seine 1975 erfolgte Wahl zu einem der Vizepräsidenten des internationalen PEN gestärkt wurde. (Nach dem ZK-Plenum von 1965 hatte er gegen die Gotsche, Abusch, Rodenberg einen schweren Stand gehabt.) In dem Treffbericht des IMS Martin vom 28. Oktober 1975

schlägt sich die atemraubende Rede nieder, mit der Hermlin in der PEN-Versammlung jenes Jahres die Verfolgung und Unterdrückung tschechoslowakischer Schriftsteller angeprangert hatte, übrigens mit dem Hinweis, daß die SED-Führung diesbezüglich bei ihrer Prager Bruderpartei vorstellig geworden sei. Es war die erste PEN-Tagung, an der ich teilnahm (1972, im Jahr nach der offiziellen Revision der Ulbricht'schen Kulturpolitik, waren auch Jurek Becker, Sarah Kirsch, Karl Mikkol, Fritz Mierau, Ulrich Plenzdorf, Gerhard Wolf u. a. m. in den Club aufgenommen worden); mir stockte der Atem angesichts einer Bekundung, die auf jeder anderen Ebene des Landes als staatsgefährdend geahndet worden wäre; sie erschien mir als Ausfluß einer exzentrischen Superiorität.

Hermlins Hinweis auf Hagers bruderparteilichen Einspruch gegen die Prager Intellektuellenverfolgung enthält Kant seinem Sicherheitspartner vor, der Hauptmann ist und Pönig heißt, ein Name, in dem PEN und poena sonderbar ineinanderspielen. Hingegen beschreibt er den Aufbau der Hermlinschen Rede, an deren Anfang sich der Redner rückhaltlos hinter das einleitende Referat des Präsidenten Kamnitzer gestellt hatte, was die Versammlung mit einer Reaktion „absoluten Schweigens“ quittiert habe; danach erst sei er auf seine Nicht-Billigung des Prager Einmarsches von 1968 und die Lage der tschechoslowakischen Intellektuellen zu sprechen gekommen. Keiner, so der Martinsbericht, habe „danach mehr gesprochen“. So hallt in dieser Aufzeichnung ein doppeltes Schweigen nach: eines über die rückhaltlose Zustimmungsbekundung am Anfang, ein anderes über die Bekundung eines Dissenses, der sich jede weitere Erörterung selbst verbat. Daß dies explizit geschah, ist dem von Christine Malende eingesehenen Tagungsprotokoll zu entnehmen; auch der Hinweis auf die übereinstimmende Haltung der SED-Führung hatte offenbar diesen Sinn. Hermlins exzeptionelle Position wird hier unmittelbar deutlich; die eigene Seele rettend, mußte er, um sich in der Parteibindung zu erhalten, peinlich darauf achten, daß er keinen Sukkurs bekomme, der sogleich die Staatsmacht auf den Plan gerufen hätte. Als er – im folgenden Jahr – sich diesen Sukkurs selbst organisierte, war eine Gegenaktion des Apparats die Folge, die schwerstes Geschütz in Stellung brachte.

In puncto Mitgliedswahlen gibt der Berichterstatte sich gegenüber seinem Sicherheitsorgan orthodoxer als der Leitapparat seiner eigenen Partei, und man weiß nicht (dies will bei der Lektüre immer bedacht sein): Gibt er seine wirkliche Meinung wieder, oder spiegelt er sie nur vor? Kant

¹⁹ An dieser Stelle schleicht sich eine Fehlinformation in den Treffbericht des IMS Martin ein: Er vermeldet das Scheitern der Wahl.

tadelt an diesem 28. Oktober 1975, daß die Kulturabteilung des ZK ihre Zustimmung zu der Wahl von Adolf Endler, Rainer Kirsch und Wolfgang Harich bekundet habe. Zwar habe auch er, obschon „mit vielen Bauchschmerzen“, für Endler und Kirsch gestimmt, Harich aber habe er seine Stimme vorenthalten, dem Beispiel Hermlins folgend, der sich gegen dessen Wahl ausgesprochen habe, mit einer Begründung, die sich in der Gesprächsaufzeichnung des Hauptmanns sonderbar genug ausnimmt: Harich, so Hermlin laut Kant, habe sich geweigert, das Jean-Paul-Buch Günter de Bruyns als Verlagsgutachter in Augenschein zu nehmen und sich seine Kritik für das veröffentlichte Buch vorbehalten.

Die Verweigerung einer internen Vorauskritik, die das Erscheinen des Buches zweifellos erschwert hätte, kann nicht für eine unkollegiale Handlung gelten – hat Hermlin sie wirklich als solche dargestellt? Mit Rücksicht auf seine eigene Stimmenthaltung verschweigt Kant dem PEN-interessierten Pönig, daß, was die Wahl dieses Autors verhinderte, die mit zensurieller Emphase vorgetragene Attacke war, die Harich 1973 in der Zeitschrift „Sinn und Form“ gegen Heiner Müller vorgetragen hatte²⁰. Das Detail zeigt, wieviel man wissen muß, um eine solche Aktennotiz richtig zu deuten. Entgegen der SED-Empfehlung stimmt Kant mit Hermlin wegen Harichs illiberalem Verhalten gegen dessen PEN-Aufnahme und verschleierte hinterher sein und Hermlins Wahlverhalten gegenüber der Observationsinstanz, die, indem sie mit ihm beobachtet, immer auch ihn selbst beobachtet. Der Observant ist – und er weiß es – zugleich der Observierte.

Laut Tagungsprotokoll hat sich Hermlin explizit auf jenen Aufsatz bezogen, mit dem Harich, Hacks als apollinischen Kunstgeist feiernd, zwei Jahre zuvor die Zulassung Müllerscher Texte auf die Bühnen der DDR hatte verhindern wollen; eine in „Sinn und Form“ selbst geführte Debatte hatte dem entgegnet. Es begab sich damals etwas Grundmerkwürdiges: eine Intervention (zur Fronde fehlte ihr der apparative Rückhalt) dreier parteiunabhängiger Autoren (Hack, Harich und der Kölner Dramaturg André Müller) gegen die Lockerungstendenzen der Hager-Honeckerschen Kulturpolitik. Vermutlich spekulierte die Unternehmung auf den Widerstand, der im Parteiapparat gegen die Kursänderung von 1971 zu spüren

20 Wolfgang Harich, Der entlaufene Dingo, in: Sinn und Form, (1973) 1, S. 189-218. Siehe auch: Judith R. Scheid (Hrsg.), Zum Drama in der DDR: Heiner Müller und Peter Hacks, Stuttgart 1981.

war (und 1973 in Halle zu dem zweiten Parteiaus-schluß von Rainer Kirsch geführt hatte). Die Biermann-Ausbürgerung, von Hacks emphatisch begrüßt, schien 1976 auf einen Sieg dieser Gruppe zu deuten, doch wurde die ideologische Rückwende nicht wirklich vollzogen. Weder nach innen noch nach außen ließ diese sich unter den Bedingungen der Entspannungspolitik realisieren; die Ausweisung und was ihr folgte blieben auf einer polizeistaatlichen Ebene.

In seinen Erinnerungen²¹ nennt Harich Peter Hacks, der seit 1965 Präsidiumsmitglied des Berliner PEN-Zentrums war, als Initiator des ihn betreffenden Wahlvorschlags. An der Verhinderung der Wahl mißt er Otto Gotsche und Wolf Biermann einen Anteil zu, die sich – so Harich – beide dazu bekannt hätten, „gegen meine Aufnahme gestimmt zu haben“. Die Zusammenstellung dieser beiden antagonistischen Flügelmänner ist apart, aber unstimmig; Biermann, nicht aber Gotsche, erweist die Anwesenheitsliste, war auf der Versammlung zugegen. Otto Gotsche (1904 bis 1985), der vor 1933 einige Erzählungen politisch-autobiographischen Inhalts veröffentlicht hatte, war von 1949 bis 1960 der persönliche Referent Walter Ulbrichts gewesen; auch als Sekretär des 1960 unter Ulbrichts Vorsitz gegründeten Staatsrats blieb er der engste Mitarbeiter dieser politischen Hauptfigur. Daß Gotsche bei solchen Ämtern zu literarischer Arbeit kam, bleibt erstaunlich; seit 1949 hatte er Erzählungen und Romane über Stoffe aus der kommunistischen Arbeiterbewegung und dem antifaschistischen Widerstandskampf publiziert, in dem er während des Krieges in der sächsischen Chemie-Region eine exemplarische Rolle gespielt hatte. Wie kaum ein anderer verkörpert Gotsche den Typus des sich unter ständiger Lebensgefahr bewährenden Untergrundkämpfers (Gotsches Gruppe war nicht entdeckt worden), der nach der Rettung weder die geistige noch die moralische Überlegenheit aufbringt, sich über die eigene, reflexhaft auf das Muster Terror – Gegenterror fixierte Erfahrung zu erheben und, an die Hebel der Macht gelangend, die Beschränktheit des eigenen Horizonts zum Maß des Ganzen macht. Das Ausmaß seines Scheiterns entsprach dem seiner Fehlgriffe.

In dem Autorenlexikon des Deutschen PEN-Zentrums (Ost), das 1995 publiziert wurde, ist Gotsche als Mitglied des DDR-Zentrums seit 1970 ver-

21 Wolfgang Harich, Keine Schwierigkeiten mit der Wahrheit. Zur nationalkommunistischen Opposition 1956 in der DDR, Berlin 1993, S. 252.

Westemigranten

zeichnet, was unstimmig berührt, wenn man in einem der Martinsberichte liest, daß er bereits in der PEN-Versammlung vom 2. April 1970 das Wort gegen Biermann nimmt, also offenbar als Mitglied anwesend ist. Aber die Unstimmigkeit reicht noch tiefer. Es ergibt sich, daß Gotsche zwar seit 1969 als PEN-Mitglied geführt wurde, aber niemals zum Mitglied gewählt worden ist. Hatten Kamnitzer und Ilberg Gotsches Nicht-Mitgliedschaft als eine Quelle von PEN-Obstruktion an höchster Stelle erkannt? Offenbar hielten sie eine Zuwahl dieses regierenden Autors für aussichtslos und schleusten Ulbrichts Adlatus, der ein spezifischer Widersacher Stephan Hermlins war²², in Versammlung und Mitgliedschaft ein – ein singulärer Vorgang. Hatte der Darmstädter PEN 1952 den literarisch beschlagenen Bundespräsidenten des Landes (ebenfalls durch Präsidiumsbeschluß, aber in diesem Fall satzungsgemäß) zum Mitglied gewählt, so war hier 17 Jahre später die romanschreibende rechte Hand des Staatsoberhauptes in den Mitgliedsstand versetzt worden.

Die Mitgliedschaft mag Gotsche willkommen gewesen sein, um an Ort und Stelle den Ausschluß Wolf Biermanns aus dem Club zu betreiben. Aber der Anschlag scheitert; in einer abgesonderten Pausenberatung erkennen die SED-Mitglieder an diesem 2. April 1970 den Ausschluß für undurchsetzbar. Es ist, laut IMS Martin, Hermann Kant, der sie davon überzeugt und so vor einer sicheren Abstimmungsniederlage bewahrt. Gotsche erleidet an diesem Tag noch eine zweite Niederlage: Drei von ihm und Alexander Abusch vorgeschlagene Autoren werden nicht zu Mitgliedern gewählt. IMS Martin hält mit diesem Umstand hinterm Berge.

War diese scheiternde Mission des illegalen PEN-Mitglieds Gotsches einziger PEN-Auftritt? Die Regesten erweisen: Er ist 1972 noch einmal zu einer PEN-Versammlung erschienen; dann nicht wieder. Mit der Entmachtung Ulbrichts im Frühjahr 1971 hatte der Sekretär des Sekretärs seine politische Bedeutung verloren, eine literarische hatte er niemals gehabt.

22 Auf dem Berliner PEN-Forum vom 13. November 1995 hat Hermlin, der 1969 als PEN-Präsidiumsmitglied offenbar in einer zu schwachen Position war, um diese Mitgliedernennung zu verhindern, ein Wort Gotsches zitiert, das – in der Parteigruppe des Schriftstellerverbands – wohl im Umkreis des 11. ZK-Plenums von 1965 fiel: „Ihr irrt euch alle ganz gewaltig, wenn ihr glaubt, daß wir jetzt den bürgerlichen, reaktionären und sonstigen Leuten hier bei uns in der DDR Freiheiten gestatten würden. Im Gegenteil, wir werden sie von nun an an der Mauer zerquetschen.“ („Gespräche“ [Anm. 6], S. 184 f.)

„Auf Antrag von Dr. Hacks“, notiert der Oberleutnant Pönig am 3. April 1970 den Report des IMS, „wurde in das neue Statut zum Punkt Wahlen aufgenommen, daß Wahlen geheim erfolgen.“ Hier fehlt eine Anmerkung, die darauf hinweist, daß es sich um die Wahl des Präsidenten und der Präsidiumsmitglieder handelt; die der Mitglieder war immer geheim erfolgt. Wollte Hacks auf diese Weise die Voraussetzung für die Nicht-Wahl Kamnitzers schaffen, der, seit 1967 als Vizepräsident amtierend, sich erstmals der Präsidentenwahl stellte? Aber weder Hermlin, der auf dieser Tagung von Biermann, noch Hacks, der von Lieselotte Welskopf-Henrich vorgeschlagen wurde, waren bereit zu kandidieren; so wurde Kamnitzer der Nachfolger Arnold Zweigs. Obschon seine Rolle eines unbeirrbar Sachwalters jener obrigkeitlichen Interessen, die einer inneren Wirksamkeit des Zentrums entgegenstanden, mit der Zeit immer deutlicher wurde, hielt die starke Mehrheit der Abstimmenden bei Wahlen zu diesem Mitglied, das 1962 nach Tralows Rücktritt mit Arnold Zweigs Hilfe in das Präsidium des Zentrums kooptiert worden war. Mochten die einen den ehemaligen Geschichtsprofessor aus habitueller Parteidisziplin wählen, so andere aus der Erwägung, daß jeder Versuch, das PEN-Zentrum als eine Art Neben- und Gegenschriststellerverband zu exponieren, zu seiner Zerstörung geführt hätte.

So war die mit einer nachhaltigen Präsidiums-Resolution vom 26. Oktober 1989 einsetzende und zu Kamnitzers sofortigem Rücktritt führende Umgestaltung des Zentrums vor, während und nach der deutschen demokratischen Revolution eine dringliche Aufgabe²³. Daß sie Zeit brauchte und keineswegs im Handumdrehen gelöst war, hing damit zusammen, daß sie auf keinem andern Weg als einem demokratischen und diskursiven gelöst werden konnte, ohne Pression und Agitation und in der Abwehr beider.

Das Ansehen, in dem sich der 1917 in Berlin geborene Kamnitzer bei der Mehrheit der Mitglieder erhielt (oder zu erhalten schien), hing zweifellos mit seinem Emigrationsschicksal als rassistisch und politisch Verfolgter zusammen, wohl auch mit seiner Rolle als langjähriger Vertrauter Arnold

23 Vgl. Friedrich Dieckmann, *Der P.E.N., die Hochregale und die Utopie*, in: ders., *Glockenläuten und offene Fragen*, Frankfurt am Main 1991, S. 246–265, und ders., *Starke Veränderungen*, in: *F.A.Z.* vom 18. 5. 1995, S. 33.

Zweigs. Nachdem sich seine geheimdienstliche Inanspruchnahme herausgestellt hat (möglicherweise hängt sie mit dem jähen Verlust seiner wissenschaftlichen Stellung an der Humboldt-Universität zusammen, wo er bis 1955 als Professor für Geschichte des deutschen Volkes und Dekan der Philosophischen Fakultät tätig gewesen war²⁴), liegt es nahe, in ihm den Überwacher Arnold Zweigs zu sehen, der, als ein parteiunabhängiger Autor von Weltruf, für das MfS vermutlich nicht weniger kontrollbedürftig war als Hemingway für den FBI. Auch Henryk Keisch, Generalsekretär des DDR-Zentrums von 1974 bis 1985, geht aus dem Corino-Buch als MfS-Mitarbeiter hervor sowie der vor allem als Lyriker hervorgetretene Paul Wiens (1922–1982), PEN-Mitglied seit 1964 und zuletzt Chefredakteur der Zeitschrift „Sinn und Form“. Sie alle gehörten einem Kreis an, der im Berliner PEN-Zentrum stark vertreten und in gewisser Weise dominant war: deutsch-jüdischen Schriftstellern linker, KP-bestimmter Orientierung aus dem Bereich jener Westemigration, gegen die sich Anfang der fünfziger Jahre Stalins terroristisch ausbrechendes Mißtrauen gekehrt hatte.

Keisch, Paris-Emigrant von 1933, hatte während des Krieges wie Stephan Hermlin in den Reihen der französischen Résistance gekämpft und war 1944 mit knapper Not der Gestapo entgangen; er war aus dem Transportzug gesprungen und hatte sich mit einem Rückenschuß schwimmend in Sicherheit gebracht²⁵. Paul Wiens war 1933 als Elfjähriger mit seiner Mutter in die Schweiz emigriert und 1943 in Wien festgenommen und ins KZ gebracht worden. Walter Kaufmann, der 1985 Keischs Nachfolger als Generalsekretär wurde, war 1939 als Fünfzehnjähriger aus Berlin geflohen und über England nach Australien emigriert; erst Ende der fünfziger Jahre war er in seine Heimatstadt zurückgekehrt. Es gab im DDR-PEN viele, die ein von Verfolgung und Vertreibung bestimmtes Schicksal erlitten hatten, in dem die Partei-Solidarität der wesentliche Halt gewesen war. Daß einige von ihnen sich als anfällig für die Informationsbedürfnisse eines Geheimdienstes erwiesen, in dem sie, von dieser Jugenderfahrung her, ein Instrument antifaschistischer und antirassistischer Abwehr sahen, ist kaum überraschend. Deutsch-jüdische Autoren aus der radikalsozialistischen Westemigration spielten eine besondere Rolle auch in der Redaktion von Radio Berlin International, dem DDR-Analogon der Kölner Deutschen Welle, und unter den Autoren der Berliner

„Weltbühne“; für die PEN-Arbeit waren sie durch Sprachkenntnisse und Auslandserfahrungen prädestiniert. Erst im Lauf der achtziger Jahre ließ die Übermacht dieser Emigrantengeneration nach, die, bei allen inneren Differenzen, nach außen hin füreinander einstand; ein lange verschleppter Generationswechsel kündigte sich an²⁶. Es war kein Zufall, daß er mit dem Ende der DDR zusammenfiel: Die Diktatur der Opfer hatte sich historisch erschöpft.

Amtshilfeabkommen

Daß sowohl Kamnitzer wie Keisch und Wiens Mitarbeiter einer Sicherheitsbehörde waren, deren flächendeckendes Treiben die Unsicherheit des Staates ebenso bekundete wie vermehrte, geht aus einem Papier hervor, das in Corinos Buch das letzte mit PEN-Dingen befaßte ist. Es stammt vom Mai 1978 und enthält die von Joachim Walther im Verlauf seiner langjährigen Forschungen in der Gauck-Behörde aufgefundene und in der Frankfurter Rundschau vom 28. April 1995 kundgemachte „Operative Arbeitsvereinbarung“ zwischen dem MfS der DDR und dem KGB der UdSSR zur Ausforschung und Beeinflussung des Internationalen PEN-Clubs. Die Vereinbarung gilt der „Prüfung und Ausnutzung von Möglichkeiten, die sich aus der Mitgliedschaft der DDR im Internationalen PEN ergeben“, und sieht es auf „Aufklärung und Einschränkung der subversiven Aktivitäten des Internationalen PEN-Clubs, Sitz London“ ab, insbesondere auf Informationen über „die Wirksamkeit ... feindlicher Zentren, Geheimdienste und volksfeindlicher Organisationen auf das Internationale PEN“.

Der Agentenwahn in allen Bereichen des sozialistischen Lagers war eine Projektion des eigenen Treibens auf die Gegenseite. Man setzte voraus, daß diese genauso verfuhr, und konnte so alles politisch Unbequeme als Erzeugnis westlich-geheimdienstlicher Steuerung deklarieren. Das wiederum gab Anlaß und Vorwand, alle Minen der Ausspähung und Beeinflussung springen zu lassen - ein *circulus vitiosus*, der von der eingewurzelten Unfähigkeit des Gesamtsystems zu informationeller Rückkopplung umgetrieben wurde.

26 Daß die Generationenablösung, die der DDR mißriet, in der westdeutschen Republik Anfang der siebziger Jahre politische Dynamik gewann, hatte damit zu tun, daß die Älteren, gegen deren Machtpositionen die Jugendrevolte antrat, eben nicht, wie großenteils in der DDR, aus Exil und Widerstandskampf kamen, sondern aus dem Establishment der Hitlerzeit.

24 S. Wer war wer - DDR. Biographisches Lexikon, Berlin 1992, S. 217 f.

25 Vgl. „Gespräche“ (Anm. 6), S. 206.

Es wäre zweifellos naiv zu glauben, daß die östlichen Geheimdienste ihre Aktivitäten auf den DDR-PEN beschränkt und daß sie erst seit 1978 zusammengearbeitet hätten. Es wäre ebenso naiv anzunehmen, daß – namentlich in den Hoch-Zeiten des kalten Krieges bis in die siebziger Jahre hinein – die westlichen Geheimdienste darauf verzichtet hätten, politisch-personellen Einfluß auf den Internationalen PEN und seine nationalen Zentren zu nehmen. Da alles dies angesichts der einseitigen Aktenlage im Bereich der Vermutung bleibt, ist es schwer, die Voraussetzung jener Vereinbarung – also die Tätigkeit gegnerischer Dienste – objektiv zu beurteilen. Natürlich kann man angesichts der in den USA geöffneten Dossier-Sammlungen meinen: Regierungen, die der Freiheit des Wortes keine behördlichen Zensurhindernisse in den Weg legen, seien befugt, Autoren auf ihre politische Zuverlässigkeit hin bis in die privatesten Winkel ihres Daseins auszuspähen, und nur solche Regierungen, die die Freiheit der Literatur staatsmonopolistisch einschränken, dürften das nicht. Manche Debatten laufen auf eine solche Argumentation hinaus, deren Nachteil ist, daß sie das Mittel wiederum vom Zweck her rechtfertigt, just wie das zentralistische Treiben im sozialistischen Osten. Es ginge, würde man einer solchen, oft nur notdürftig verschleierte Schlußweise folgen, nicht mehr ums Ausspitzeln, sondern um die damit verbundene Gesinnung, also ums Ausspitzeln im Dienst der guten, wahren und schönen Sache; damit wäre nicht viel gewonnen. Die Symmetrie der Aktenöffnung ist ein Gebot, das in der Sache selbst liegt, falls es um diese gehen sollte.

Jene Arbeitsvereinbarung von 1978 hat eine politische Seite, die insofern trivial ist, als schon die bloße Parteizugehörigkeit es Leuten wie Kant, Kamnitzer oder Keisch auf dem internationalen Parkett zur Pflicht machte, „antisozialistische/antisowjetische Verleumdungs- und Diskriminierungsaktionen zu durchkreuzen“. Sie hat eine spezifisch geheimdienstliche Seite, wenn sie sich zum Ziel setzt, „inoffizielle Möglichkeiten und Kanäle zu ermitteln und zu nutzen, um antisozialistische und antisowjetische Kräfte im internationalen PEN öffentlich zu kompromittieren“. Die Vorstellung, man könne „durch das Einbringen entsprechender Resolutionen und Proteste Exilgruppen im Internationalen PEN liquidieren bzw. zu deren Auflösung beitragen“, zeugt dabei von der Wirklichkeitsferne der Verfasser. Hier soll das freie Wort mit den Mitteln des freien Wortes zum Schweigen gebracht werden – ein a priori aussichtsloses Unterfangen. Ein spezieller Auftrag gilt dem IM Heinz alias Kamnitzer: Er soll Stephan Hermlin

als Vizepräsidenten des Londoner Clubs die Zügel der KGB-Interessen anlegen; auch das war nicht eben aussichtsreich.

Zwischen Wollen und Vollbringen, Absicht und „Umsetzung“ liegt hier eben die Kluft, deren Vorhandensein den PEN für „Dienste“ aller Couleurs erst interessant machte. Es war die vorgegebene politische Unlenkbarkeit dieses internationalen Clubs literarischer Individualisten, aus der jene Autorität hervorging, die den Internationalen PEN in Fällen von Schriftsteller-Verfolgungen handlungsfähig machte. Beide Seiten des kalten Krieges fanden in der Club-Charta die Stichworte ihrer Politisierungs- und Instrumentalisierungstendenzen; schon bei der deutschen PEN-Spaltung von 1951 hatten diese standartengleich die Frontlinien bezeichnet: Frieden und Freiheit, Pax und Libertas als Feldzeichen einer intellektuellen Schlachtordnung, die auf beiden Seiten Disziplinierungszwecke verfolgte.

Wenn Geheimdienste an bestimmten Stellen nationalen oder internationalen Austauschs gehäuft auftreten, dann ist das insofern ein gutes Zeichen, als es auf die Ohnmacht der politischen Instanzen deutet: Sie operieren verdeckt, da sie offen nicht zum Zuge kommen. Daß die PEN-Arbeit seit 1947 zum Tummelplatz aller möglichen Geheimdienste wurde, ist die genaue Kehrseite des Umstands, daß dieser Club in der weltpolitischen Zerreißprobe seine Autonomie und damit seine Autorität bewahren konnte, um sie von Fall zu Fall im Dienst Verfolgter und Bedrängter in vielen Ländern in die Waagschale zu werfen. Ohne die Existenz der spezifischen politischen Bedingungen ausgesetzten PEN-Zentren in den sozialistischen Ländern wäre das nicht gelungen; hätten diese Zentren nicht bestanden, dann hätte der zentrale Club sich nicht in jener Ost-West-Balance halten können, die ihn in vieler Hinsicht erst handlungsfähig machte. Kamnitzers Obstruktionsrhetorik auf internationalen Kongressen hat die Hörer entnervt, aber den PEN nicht beeinflusst. Die Auflösung des DDR-Zentrums aber, von welcher Seite immer, wäre ein Schlag gegen die gesamte PEN-Arbeit gewesen.

Die Auffindung des Textes einer geheimdienstlichen Arbeitsvereinbarung, die eine ohnedies (und gewiß nicht erst seit 1978) vorauszusetzende Kooperation bezeugt, ist verdienstvoll wie alles, was zur Aufhellung des historisch-politischen Hintergrunds beiträgt. Wie schwierig diese Auffindung war, zeigt sich daran, daß sie Joachim Walther erst am Ende einer jahrelangen, vielfach geförderten Forschungsarbeit gelang. Nachdem Kamnitzer, der

sich seit seinem Rücktritt vom Präsidentenamt im Oktober 1989 im Berliner PEN nicht mehr gezeigt und auch keine Beiträge mehr entrichtet hatte, die Niederlegung seiner PEN-Mitgliedschaft bekräftigt hat, konzentriert sich das von Walthers Artikel geschürte Interesse auf den von beiden Autoren, Walther wie Corino, unentschlüsselten IM Thomas am Ende jener geheimdienstlichen Amtshilfe-Vereinbarung. Es wird die Sache des im Berliner PEN gebildeten Ehrenrats sein, sich hier (falls es sich um ein akutes Mitglied handelt²⁷) und in andern Fällen ein Urteil zu bilden, das sich jenen schnellen Schlüssen entzieht, die auf diesem Feld lange ebenso umgingen wie die vereinspolitische Inanspruchnahme des zugänglich gewordenen Geheimmaterials. Ihr haben auch die in letzter Zeit erschienenen Bücher über die FBI-Observation deutscher Exil-Autoren und die geheimdienstliche Dauerausforschung US-amerikanischer Künstler gewisse Grenzen gesetzt. Auch die Aufdeckung der zeitweiligen Geheimdienstverpflichtung der später dem Darmstädter PEN angehörenden Schriftstellerin Monika Maron hat zur Verallgemeinerung einer Problematik beigetragen, die ungeeignet ist, an der Oberfläche von Interessenkämpfen verschlissen zu werden.

Erratischer Block

Wie immer die Befunde jenes fünfköpfigen Ehrenrats ausfallen, für deren Objektivität seine Mitglieder bürgen: Er wird die geglückte Reformation eines Clubs erhärten, der in direkter, niemals unterbrochener Linie von jenem PEN-Zentrum Deutschland abstammt, welches 20 deutsche Autoren mit Unterstützung von Thomas Mann im Nachkriegsjahr 1948 gründeten. Die Abspaltung und Verselbständigung einer Gruppe westdeutscher Mitglieder von diesem Zentrum im Jahre 1951 stand unter dem Druck einer Zeit, die von den Antagonismen des kalten Krieges beherrscht war. Die Sezessionisten fürchteten die Obstruktion einer Minderheit von Autoren, von denen sie voraussetzten, daß sie die Anforderungen ihrer Parteimitgliedschaft höher stellen würden als eine PEN-Verpflichtung, die allerdings der Friedenserhaltung ebenso galt wie der Freiheit des öffentlichen Worts; um diese war es damals in beiden deutschen Staaten nicht gut bestellt. Sie beraubten sich damit eines Gremiums, in dessen gesamtdeutschem Rahmen die Frage der literarischen Freiheit nicht agitatorisch, aber diplomatisch allzeit aufzuwerfen gewesen wäre. Die Destruktion (das zeigte

die Bonner Ministeriumsbrochure von 1951) hing mit einem unmittelbar politischen Interesse zusammen: Die Fortexistenz eines Zentrums mit Autoren aus beiden deutschen Staaten lief dem Alleinvertretungsanspruch der Adenauer-Republik kenntlich zuwider.

Alle diese Gründe und Ursachen der damaligen PEN-Sezession sind seit 1990 entfallen. Kein Mitglied des in Berlin ansässigen Zentrums, das in einer von geheimen Wahlen gewährleisteten personellen Kontinuität auf die Göttinger PEN-Gründung von 1948 zurückgeht, gehört noch einer zentralistisch organisierten Kaderpartei mit ihren besonderen Verpflichtungen an. Zugleich ist der Alleinvertretungsanspruch der alten Westrepublik im Sommer 1990 auch explizit entfallen, als im Zuge der Wiederherstellung eines einheitlichen Deutschlands von Bonner Seite alle Vorbehalte aufgegeben wurden, die der gleichberechtigten Anerkennung der DDR bis dahin im Wege gestanden hatten²⁸.

Beide Motivationen der westdeutschen PEN-Separation von 1951 sind dergestalt hinfällig geworden. So wäre nichts folgerichtiger, als wenn die Mitglieder des Darmstädter PEN die von ihren Vorgängern aus mehr oder weniger guten Gründen vollzogene Sezession rückgängig machten, indem sie in das Berliner Zentrum als den Nachfolger und Stammhalter des ersten deutschen Nachkriegs-PEN einkehrten. Die von 72 Mitgliedern des Darmstädter PEN aufgenommene Zweitmitgliedschaft im Berliner PEN konnte von daher als Schritt in eine Richtung erscheinen, die von der Geschichte selbst vorgezeichnet ist. Der andere Weg gleicht dem von 1948; er besteht in der Neugründung eines deutschen Zentrums in der neuen deutschen Republik vermittelt symmetrischer Auflösung der beiden bestehenden Zentren. Eine im Mai 1995 auf dem Mainzer Kongreß des Darmstädter PEN durchgesetzte Resolution liegt als erratischer Block, als ein versprengtes Eiszeitgestein auf diesen Wegen; er soll einen Prozeß aufhalten, der im Wesen der Sache selbst liegt. So ist es kein Wunder, daß Intention und Wirkung sich in deutlicher Gegenbewegung zeigen: Was die deutsche PEN-Spaltung festschreiben sollte, hat ihrer Behebung einen spezifischen Auftrieb gegeben. Das bloße Nein ist keine Aussicht und seine Verschleierung bietet keine Alternative. Nur kooperativ ist der Weg zur deutschen PEN-Einheit, diesem Nachzügler und Bummelanten der deutschen Staatseinheit, zu finden.

27 Dies ist, wie sich herausstellt, nicht der Fall.

28 Vgl. Friedrich Dieckmann, *Temperatursprung*, Frankfurt am Main 1995, S. 441 f.

Ursula Heukenkamp: Haben wir uns richtig verstanden? Die Literatur der Bundesrepublik – Erinnerungen aus der DDR

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 13–14/96, S. 3–12

In diesem Beitrag wird nicht der offizielle, durch die Kulturpolitik der DDR reglementierte Umgang mit der Literatur aus der Bundesrepublik dargestellt, sondern eine andere Rezeption, die sich in einer „halb-privaten Öffentlichkeit“ vollzog und alternativ genannt werden kann. Dort ist diese Literatur als Botschaft aus einem anderen Lande aufgenommen worden. Ihre Anziehungskraft wurde dadurch groß, daß sie als eine wirklich „freie“, kritische Literatur erschien, die keine Rücksichten auf die offizielle Sprache oder gar Zensur zu nehmen hatte.

Die Beispiele, an denen diese „Rezeption im Halbdunkel“ dargestellt wird, sollen zeigen, wie die Meinungsbildung in dieser „zweiten“ Öffentlichkeit vor sich gegangen ist. Es wurden Bücher ausgewählt, die für die Leser aus der DDR zu den wichtigen Leseerlebnissen gehörten. Sie sind zweifellos anders gelesen worden als in der Bundesrepublik. Immer wurde die Lektüre auf die Probleme, Erfahrungen und Krisen der DDR zurückbezogen. So bildete sich eine Praxis des Kontrastlesens aus, die auf die Auswahl der Lektüre einwirkte und auch die Ansichten und Lesarten formte. Literaturkritik und Literaturwissenschaft haben dabei so gut wie keine Rolle gespielt. Wie das Bild von der Literatur der Bundesrepublik sich ausbildete, wird an Autoren und Büchern dargestellt, die sehr lange und nachdrücklich in breiteren Leserkreisen gewirkt haben. Es handelt sich um eine Rezeptionsgeschichte, die bisher jedoch kaum beschrieben, geschweige denn untersucht worden ist.

Wolfgang Emmerich: Rückblicke auf die Literatur der DDR

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 13–14/96, S. 13–23

Im Gefolge des sogenannten Literaturstreits in den Jahren 1990 bis 1993 hat die DDR-Literatur einen beträchtlichen Kurssturz erlitten, nachdem sie von führenden Literaturkritikern als „Gesinnungskitsch“ oder hörige „Staatsdichtung“ abqualifiziert worden war. Dabei wiederholten sich stets zwei fragwürdige Verfahrensweisen: Zum einen wurden die literarischen Werke immer wieder mit ihren Autoren und deren weltanschaulichen Irrtümern, politischen Verfehlungen und moralischen Schwächen verwechselt oder gar pauschal gleichgesetzt. Und zum andern wurden vier Jahrzehnte DDR-Literatur eingeebnet zu einem in sich homogenen Zeitraum ohne Entwicklung und Wandel. Die bemerkenswerte Emanzipationsbewegung eines Teils der DDR-Literatur geriet dabei aus dem Blickfeld. Es wurde ignoriert, daß sich nicht nur die späteren Dissidenten, sondern auch die vieldiskutierten Autoren Franz Fühmann, Heiner Müller, Christa Wolf, Volker Braun und manche andere aus der langjährigen Haltung des Verdrängens und Verschweigens lösten und erkenntnisreiche wie ästhetisch interessante Texte schrieben – ihren zum Teil hartnäckigen politischen Illusionen zum Trotz. Aus anfänglicher Gesinnungsliteratur wurde eine solche der eklatanten Sinnkrise.

Der Beitrag blickt unter drei Aspekten mittels weniger exemplarischer Werke auf vierzig Jahre DDR-Literatur zurück. Er beleuchtet zunächst die literarische „Wiederaneignung des Verschwiegenen“, sprich: die zweifache Diktaturerfahrung aus Nationalsozialismus und Stalinismus. In einem zweiten Schritt geht es um die unverhüllt kritische Darstellung der „neuen Herrlichkeit“ DDR. Hier zeigt sich, daß das enge Thema DDR nicht nur zu bornierter, provinzieller „Heimatliteratur“ geführt hat, sondern zu einigen Werken von europäischem Rang. Schließlich werden Tendenzen der kritischen (zumal der jungen) DDR-Literatur skizziert, das dogmatisch-realistische Paradigma subversiv zu überschreiten mittels phantastischer Geschichten und einer entfesselten, experimentellen Sprache. Das Fazit lautet: Auch bei kritischer Lektüre aus inzwischen gewonnener Distanz ist es nicht wenig, „was bleibt“ von der DDR-Literatur.

Karl-Rudolf Korte: Demokratie braucht Literatur. Vom deutschen Umgang mit erzählender Literatur

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 13–14/96, S. 24–31

Der öffentlichkeitswirksame Umgang mit der erzählenden Literatur ist Ausdruck unserer neuen Beliebigenkultur. Infotainment macht Literaten zu Showstars und degradiert ihre Texte zur literatur- und politikfernen Ware. Die deutsche Teilung wies den Literaten Rolle und Themen zu. Seit der staatlichen Einheit haben die Literaten als Intellektuelle in Deutschland ihre Funktion gänzlich eingebüßt. Ihre Rolle als Repräsentanten und gutes Gewissen der bundesrepublikanischen Identität ging mit der deutschen Einheit verloren.

Romane sind die einfühlsamen Berichte zur Lage der Nation. Als Souffleure des Zeitgeistes lieferten die Literaten mit ihrer Prosa – und nicht mit ihren Statements – Zeitdiagnosen. Ihre Revue an Deutschlandbildern enthält in kondensierter Form die politische Brisanz der Vereinigung.

Lesen ist der Königsweg für Wissenserwerb. Literatur setzt die Wirklichkeitserfahrung in Sprache um. Die lesende Erfahrung mit erzählender Literatur wappnet gegen totalitäre Ansprüche und liefert Rüstzeug für komplexe, differenzierte Identitäten.

Hermann Glaser: Deutsche Identitäten. Gesellschaft und Kultur im vereinten Deutschland

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 13–14/96, S. 32–41

Der Begriff „Nation“ zeigt die Sogkraft eines eher eindimensionalen, simplifizierenden Identitätsangebots; man sollte ihm daher durchaus auch mit Ironie (Distanzierungsfähigkeit) und dem Gefühl verlorener Unschuld entgegentreten. Historisch gesehen ist der Begriff „Nation“ jedoch unverzichtbar; so gilt es, die deutschen Staatsverbrechen im Dritten Reich – es handelte sich um solche „nationalen“ Ursprungs – immer wieder mit Trauerarbeit zu vergegenwärtigen. Im Westen ist dies anfangs unzulänglich geschehen („die zweite Schuld“); im Osten hat der ideologisch vermittelte Mythos vom Antifaschismus den Blick auf die Notwendigkeit von Kollektivscham und unaufhebbarer Verantwortung für das Geschehene verstellt.

Doch entwickelte sich gerade in den neuen Bundesländern ein verfassungspatriotischer Elan, wie er „Suchenden“, die sich nicht saturiert im Besitz von Demokratie wähnen können, zu eigen ist. Sich dabei auch – nach so langem Entzug – mit dem Anspruch auf ein besseres, schöneres Leben zu identifizieren, ist Teil des Menschenrechts auf Glückseligkeit, das zudem sozialer Marktwirtschaft entspricht. (Ethischer Utilitarismus erstrebt das größtmögliche Glück für die größtmögliche Zahl.)

Die Pluralisierung von Identität ist vor allem Aufgabe kultureller Empathie: aufzuspüren ist im deutsch-deutschen Diskurs, was war, was bleibt, was ist und was werden kann. Realer wie geistiger Föderalismus sind per se antifundamentalistisch; gegenseitiger Gedanken- und Gefühlsaustausch relativiert das „Eigene“, das aber deshalb nicht aufzugeben, sondern „aufzuheben“ (zu erhalten, zu überwinden und „höherzubringen“) ist. Wo bin ich, woher komme ich, wohin gehe ich – Ruck-zuck- bzw. fix-und-fertige Antworten führen da nicht weiter; „leise“ und vertiefende Reflexion im Zeichen von Interkulturalität ist angebracht.

Friedrich Dieckmann: Deutsche PEN-Geschichten. Eine Akten-Lese

Aus Politik und Zeitgeschichte, B. 13–14/96, S. 42–54

Der Text geht der Entstehung der beiden deutschen PEN-Zentren nach und beschreibt die im Oktober 1951 vollzogene Abspaltung eines westdeutschen Zentrums von jenem „PEN-Zentrum Deutschland“, das Autoren aus allen vier Besatzungszonen und Berlin-Sektoren 1948 in Göttingen gegründet hatten. Aus dem gesamtdeutschen Rumpf-Zentrum, das nach der – erst 1953 vom Internationalen PEN anerkannten – Sezession westdeutscher und Westberliner Mitglieder zurückblieb, ging 16 Jahre später das „PEN-Zentrum Deutsche Demokratische Republik“ hervor.

Der Text ergründet die auf das DDR-Zentrum einwirkenden Lenkungsmechanismen der SED anhand der Akten des Zentrums und der von Karl Corino veröffentlichten, auf Mitteilungen H. Kants beruhenden Aufzeichnungen des Staatssicherheitsministeriums der DDR; er konstatiert das Fehlen von Regelungen, die es, in Analogie zu der gesetzlich verankerten Praxis der USA, der Forschung ermöglichen würden, auch die Papiere westdeutscher Geheimdienste bzw. der Organisation Gehlen in Betracht zu ziehen.

Es ergibt sich, daß die Mitgliedsverfahren des „PEN-Zentrums Deutschland“ von dessen beiden Rechtsnachfolgern, dem „Deutschen PEN-Zentrum Ost und West“ und dem „PEN-Zentrum Deutsche Demokratische Republik“, mit einer einzigen Ausnahme strikt eingehalten wurden, verschärft durch die Bestimmung der geheimen Wahl, welche 1965 die Wahl des 28jährigen Wolf Biermann zum – niemals ausgeschlossenen – PEN-Mitglied ermöglichte.

Zuletzt wird konstatiert, daß die beiden Gründe, welche 1951 zur Etablierung eines separaten westdeutschen Zentrums führten, mit der Wiedergewinnung der deutschen Staatseinheit unter den Auspizien der Demokratie entfallen sind, so daß der Gründung eines neuen gesamtdeutschen PEN-Zentrums unter Berücksichtigung der bestehenden Zentren nichts im Wege stehen sollte.